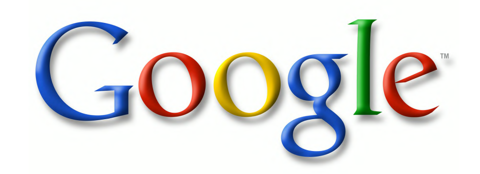


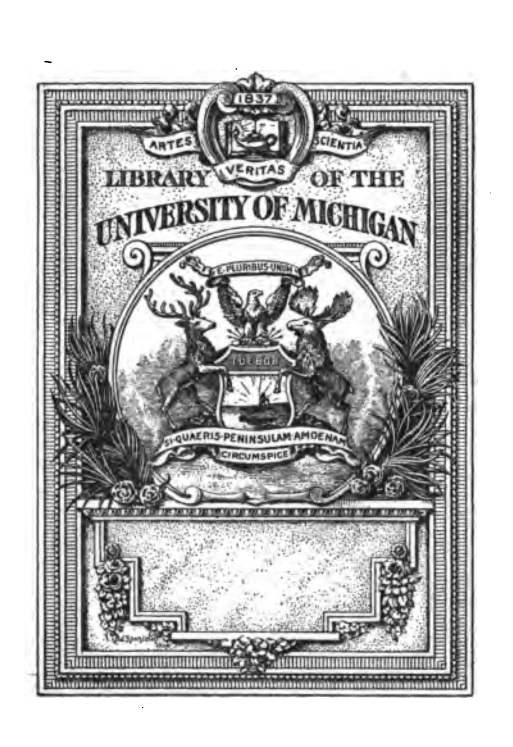
Eichendorffs

Jugenddichtungen.

von

EDUARD HÖBER
Dr. phil.

BERLIN.
C. Vogt's Verlag.
1894.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Eichendorffs

Jugenddichtungen.

von

EDUARD HÖBER
Dr. phil.

BERLIN.
C. Vogt's Verlag.
1894.

C. Vogt's Buchdruckerei, Berlin, Linkstrasse 16.

Vorwort.

Die vorliegende arbeit behandelt die jugenddichtungen Josephs von Eichendorff. Als solche betrachte ich in der hauptsache den roman „Ahnung und gegenwart“ (erschienen 1815) und die gedichte, die bis zum jahre 1816 entstanden sind. Im januar 1816 kehrte Eichendorff, der damals in seinem 28. lebensjahr stand, aus den befreiungskriegen in seine heimat zurück, und im dezember dieses jahres trat er als referendar bei der königlichen regierung in Breslau ein. Mit diesem eintritt in die preussische beamtenlaufbahn, in der Eichendorff so hoch emporsteigen sollte, beginnt eine neue periode in seinem leben, und wir sind daher wohl berechtigt, das jahr 1815 als den schluss seiner jugendzeit anzusetzen. In Eichendorffs dichtung bilden in diesen jahren die „Zeitgedichte,“ die während des befreiungskampfes entstanden waren, gewissermassen den abschluss seiner jugendzeit. Einen tiefgehenden einschnitt in Eichendorffs dichtung wird man hier freilich nicht bemerken; aber ein solcher ist auch kaum irgendwo zu finden, da sich Eichendorffs poesie — nachdem sie einige mängel der ersten jugend überwunden hat — in den wesentlichen grundzügen sein ganzes leben hindurch fast völlig gleich geblieben ist.

Die eben bezeichneten jugenddichtungen Eichendorffs sollen hier eine würdigung erhalten. Die gedichte, die in „Ahnung und gegenwart“ eingeflochten sind, werde ich losgelöst von dem roman zusammen mit den anderen jugendgedichten Eichendorffs betrachten. Ich bin dazu um so mehr berechtigt, als diese gedichte fast ausnahmslos in keinem organischen zusammenhang mit dem roman stehen und später auch sämtlich von Eichendorff selbst in die sammlung seiner gedichte aufgenommen sind.

Inhalt.

Erster teil.

Die jugendgedichte.

Seite

1. Veröffentlichung und einteilung der jugendgedichte 7
2. Die gedichte bis ende 1807 9
3. Die gedichte von 1808 bis 1811 19
4. Die gedichte von 1812 bis 1815 39

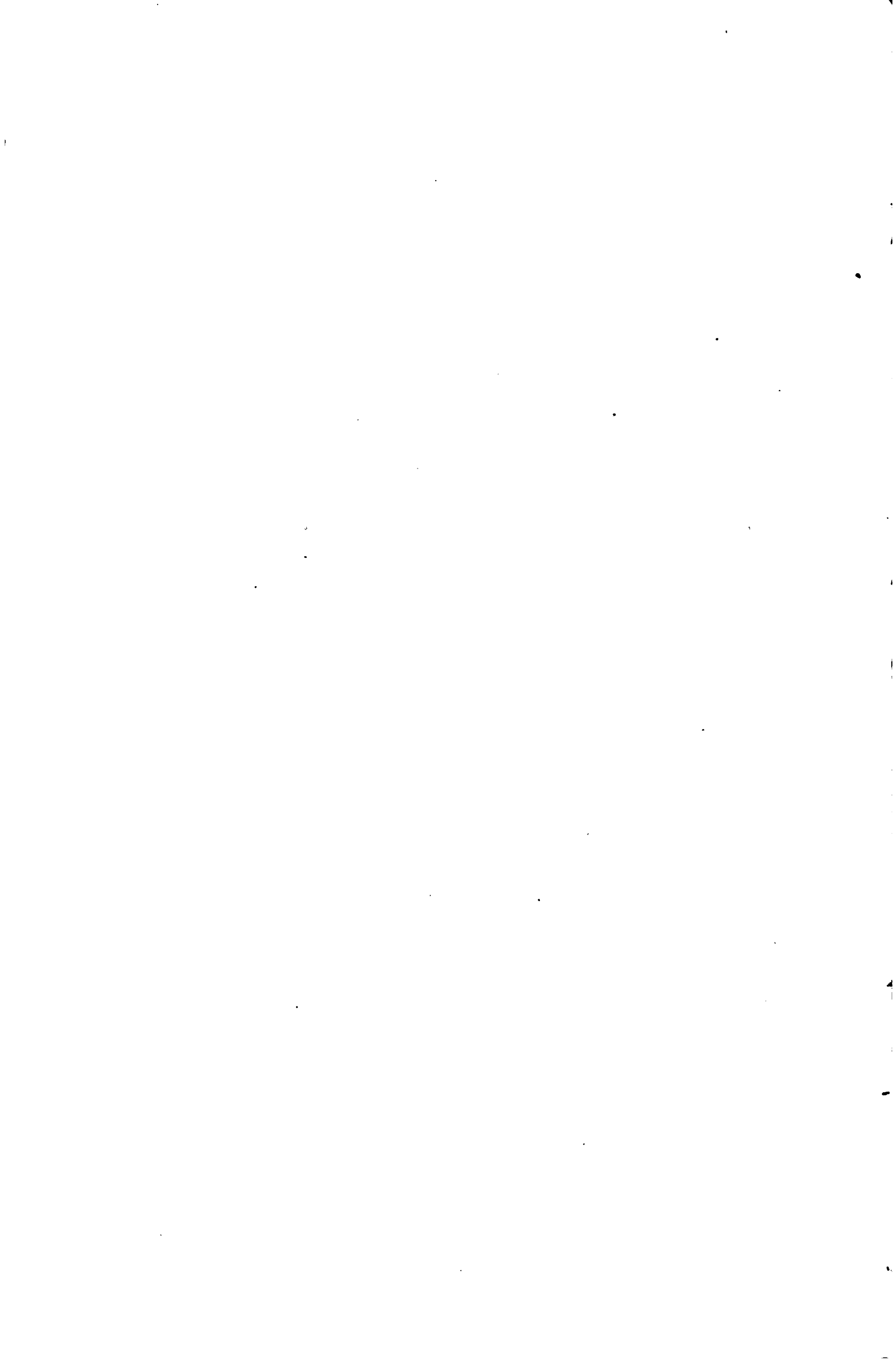
Zweiter teil.

„Ahnung und gegenwart.“

1. Entstehung und veröffentlichung 49
2. Charakteristik und ästhetische würdigung . . . 55
3. Zusammenhang mit „Wilhelm Meisters lehrjahren“ und den romanen der romantiker 62
4. Biographische grundlagen zu dem roman 70

Schluss.

Rückblick und ausblick: das verhältnis von Eichendorffs jugenddichtungen zu seinen späteren poetischen werken 77



Erster teil.

Die jugendgedichte.

Veröffentlichung und einteilung der jugendgedichte.

Im frühling des jahres 1807 kam Joseph von Eichendorff,[1] neunzehn jahre alt, nach Heidelberg, um dort seine juristischen studien, die er 1805 zusammen mit seinem bruder Wilhelm in Halle begonnen hatte, fortzusetzen. Hier, an der echten geburtsstätte der jüngeren deutschen romantik, war es, wo Eichendorff zum ersten mal poetische werke der öffentlichkeit übergab; 1808 erschienen in Friedrich Asts „Zeitschrift für wissenschaft und kunst" (Landshut) eine anzahl gedichte von ihm.

[1] Die umfassendste und wertvollste biographie Eichendorffs stammt von seinem sohn Herrmann, der zur zeit als geheimer regierungsrat a. d. in Bonn lebt. Sie ist veröffentlicht in „Joseph freiherrn von Eichendorffs sämtl. werken," 2. aufl., Leipzig 1864, bd. 1, s. 1 u. fe. Auf diese biographie sei hier für den ganzen gang meiner darstellung ein für alle mal hingewiesen. — Nach der genannten ausgabe von Eichendorffs werken werde ich in meiner schrift auch stets zitieren. — Die hervorragendste arbeit über Eichendorff in neuerer zeit lieferte Minor in seinem aufsatz „Zum jubiläum Eichendorffs" in der „Zeitschrift fur deutsche philologie," bd. 21, Halle 1889. Ihr verdanke ich manche anregung für die vorliegende abhandlung.

Eichendorff trat hier jedoch nicht unter seinem namen vor das publikum, sondern hatte auf anregung seines freundes Loeben das pseudonym Florens gewählt, einen namen, unter dem auch Uhland zuerst als dichter aufgetreten war, und den beide romantiker wohl aus dem ihnen lieben und vertrauten volksbuch vom kaiser Oktavian genommen hatten. Unter diesem pseudonym veröffentlichte Eichendorff seine gedichte bis zum jahre 1815; von da ab unterzeichnete er mit seinem eigenen namen. Die weiteren jugendgedichte Eichendorffs erschienen im zweiten band von Asts zeitschrift (Landshut 1810), im „Deutschen dichterwald“ von J. Kerner, F. baron de la Motte-Fouqué, L. Uhland und anderen (Tübingen 1813), in den „Hesperiden; blüthen und früchten aus der heimat der poesie und und des gemüts,“ herausgegeben von Isidorus (Leipzig 1816), im „Frauentaschenbuch für das jahr 1816,“ hsgb. von de la Motte-Fouqué (Nürnberg), und eingeflochten in den roman „Ahnung und gegenwart,“ der 1815 in Nürnberg herauskam.[1] Ausserdem brachte die erste sammlung von Eichendorffs gedichten, die 1837 erschien (Gesammelte gedichte; Berlin), noch eine anzahl von werken aus des dichters jugendzeit.

Die gesamte jugendlyrik Eichendorffs lässt sich in drei perioden scheiden. Die erste umfasst des dichters früheste jugend und schliesst mit dem jahre 1807. In ihr liegt Eichendorffs schul- und studentenzeit, die mit dem frühjahr 1808 ihr ende fand. Diese periode zeigt uns den werdenden lyriker, dem noch

---

[1] Vgl. Goedeke, Grundris zur geschichte der deutschen dichtung. Dresden 1881. III, 299 u. fe.

mancherlei schwächen und fehler anhaften. Ein teil der gedichte aus dieser zeit ist in Asts „Zeitschrift für wissenschaft und kunst“ vom jahre 1808 abgedruckt, der andere ist uns nur handschriftlich erhalten. Die zweite periode, die Eichendorff schnell auf die höhe seines lyrischen könnens führte, wird durch die nächsten vier jahre gebildet, 1808—1811. In dieser zeit weilte Eichendorff in seiner schlesischen heimat und in Wien. Die keime, die seine lehrjahre in seine seele gepflanzt hatten, kamen in dieser periode zu prächtigster blüte. Den grössten teil der lyrik dieser jahre finden wir in Asts zeitschrift vom jahre 1810, im roman „Ahnung und gegenwart“ und im „Dichterwald“ von 1813. Die dritte periode schliesslich bilden die jahre der freiheitskriege, 1812—1815. Sie zeigen uns Eichendorff mitten im kampf für sein vaterland, und ihre frucht sind vor allem die patriotischen gedichte. Diese werke sind zum teil in den „Hesperiden“ und in Fouqués „Frauentaschenbuch für 1816“ abgedruckt. Eine reiche zahl von gedichten aus allen drei perioden kam dann noch in der ersten sammlung von Eichendorffs gedichten an die öffentlichkeit.

Die gedichte bis ende 1807.

Die ersten spuren von .Eichendorffs dichtung führen uns in seine schulzeit zurück. Vom herbst 1801 bis zum frühjahr 1804 besuchte Eichendorff das katholische gymnasium zu Breslau und wohnte in dem damit verbundenen konvikt. In diese zeit fallen die ersten poetischen versuche des dichters.[1] Einem ge-

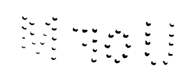
[1] Vgl. Sämtl. w. I 13 u. fe.



storbenen kameraden widmete er einen poetischen nachruf, „der seine ganze bekümmernis rührend aussprach.“ Daneben verfasste er zahlreiche andere dichtungen, meist heiteren, oder auch satirischen, inhalts. Es ist uns jedoch nichts hiervon erhalten.[1] Dagegen besitzen wir — wenn auch ungedruckt — aus dieser zeit ein grösseres gedicht in stanzen, unter dem titel „Italien.“[2] Diese dichtung, die von einer übertrieben katholischen gesinnung durchzogen ist, gipfelt in einem überschwänglichen preise Roms, als der stätte, wo für alle allein heil, segen und erlösung zu finden sei. Eine starke hingebende frömmigkeit durchströmt die verse. Zahlreiche bilder und vergleiche aus dem gebiet der klassischen mythologie erfüllen das gedicht, daneben offenbart es eine gute kenntnis des landes Italien samt seinen kunstschätzen und der deutschen sagenwelt. Wenn auch die letzte strophe einen gewissen abschluss bietet, so lässt sich doch nicht mit bestimmt-

[1] Kurz vor seinem tode hat Eichendorff den grössten teil seiner bis dahin aufbewahrten manuskripte, briefe, korrespondenzen und ähnlichen papiere vernichtet, der rest wird bedauerlicher weise von seiner familie als „zur veröffentlichung nicht geeignet“ zurückgehalten. Durch einen glücklichen zufall ist nur eine reihe von handschriften Eichendorffs, die auf 250 blättern werke des verschiedensten inhalts — zum geringsten teil noch ungedruckt — aus allen lebensperioden des dichters enthalten, in den besitz der königlichen bibliothek zu Berlin gekommen. Aus diesen handschriften veröffentlichte einiges unbekannte H. Meisner in seinem buch „Gedichte aus dem nachlasse des freiherrn J. v. Eichendorff,“ Leipzig 1888. Diese manuskripte Eichendorffs durfte dann auch ich zu der vorliegenden arbeit benutzen.

[2] Diese dichtung füllt blatt 116—20 der berliner Eichendorffmanuskripte; sie ist ziemlich glatt hingeschrieben, mit wenigen korrekturen. Eine datierung des gedichts ermöglicht allein der charakter der handschrift. Im vergleich mit dem der späteren jahre weist er das gedicht ziemlich sicher in Eichendorffs breslauer schulzeit.



heit sagen, dass die dichtung vollendet ist; vielleicht ist das vorhandene nur der anfang zu einem grösseren, nicht ausgeführten werke. In formaler beziehung ist das gedicht von grossem schwulst im ausdruck, überladen mit anspielungen aus der klassischen mythologie, mit vergleichen, tropen und ähnlichem, unklar in jeder beziehung. Der satzbau ist in hohem masse gespreizt und langatmig. Zahlreiche syntaktische fehler werden dadurch entschuldigt, dass das vorliegende manuskript anscheinend ein erster entwurf ist, der nicht wieder durchgesehen ist. Das einzig anerkennenswerte, was die dichtung bietet, ist die metrische gewandtheit in versbau und reim; hier werden wir schon an die späteren dichtungen Eichendorffs erinnert. Von den zahlreichen gedichten, die Eichendorff dann während seiner studentenzeit verfasste, ist uns ebenfalls vieles nicht erhalten. Einen grossen teil hiervon besitzen wir aber in den dichtungen, die Eichendorff vom jahre 1808 ab veröffentlichte.

Das element, das schon in dem gedicht „Italien" am stärksten hervortrat, ist dann auch dasjenige, das für die ganze erste schaffensperiode Eichendorffs charakteristisch ist: das religiöse. Aber es gehört dieser religiöse zug überhaupt zu den hervorstechenden eigenschaften von Eichendorffs gesamter jugendlyrik. Er erklärt sich sehr einfach aus des dichters leben. Eichendorff stammte aus einem alten katholischen adelsgeschlecht; seine eltern waren fromm, und ein geistlicher leitete seine jugenderziehung, die auf dem einsamen freiherrnsitz abgeschlossen war vom getriebe der grossen welt. So wuchs in ihm ganz naturgemäss eine tiefe frömmigkeit und eine vertrauensvolle verehrung

Gottes und der jungfrau Maria auf. Diese hat er sich sein ganzes leben hindurch erhalten. Aber nie hat Eichendorffs religiosität in seiner poesie irgend etwas tendenziöses angenommen, und eine übertrieben starke religiöse färbung tragen allein einige gedichte seiner frühesten schaffensperiode. Während Eichendorff in wissenschaftlicher beziehung später einen einseitig religiös-katholischen standpunkt einnahm, finden wir dies übermässige hervordrängen der religion in seiner poesie nach seiner frühesten jugendperiode nirgends mehr. In dieser ersten schaffenszeit Eichendorffs freilich tritt das religiöse element sehr markant hervor und im besonderen ist es hier auch von stark katholischer färbung, voll hingebender verehrung der jungfrau Maria. Der dichter irrt durch die lande, die im frühlingsglanz prangen, und fühlt sich tief unglücklich; es durchzieht seine brust ein stetes sehnen und verlangen, er kommt zu keiner befriedigung, zu keiner ruhe und zu keinem glück. Er richtet sein gebet an den heiligen Joseph;[1] der soll für ihn bei Maria bitten. Da geht ihm die wahre grösse der jungfrau Maria auf, und ihre macht und ihre herrlichkeit stärkt und erhebt ihn. Von ihrer gewalt lässt er sich ganz bezwingen (M 40):

„Da war's, als ob sich still dein auge hübe;
Langt'st sehnsuchtsvoll nach mir mit offnen armen,
Fühlt'st selbst die schmerzen, die du mir gegeben.

Umfangen fühl ich innigst mich erwarmen,
Berührt mit goldnen strahlen mich das leben;
Ach, dass ich ewig dir am herzen bliebe!“ [2]

---

[1] I 569 (= Sämtl. w. I, s. 569) und M 41 (= Meisner, a. a. o., s. 41).

[2] Meisner hat dies und eine reihe anderer jugendgedichte

Jetzt fühlt er sich ruhig und glücklich, und sein sehnen, das ihn unbewusst immer nach Marias gefilden gezogen hatte, ist erfüllt. Es zeugt von der selbstkritik und dem feinen gefühl Eichendorffs, dass er diese stark katholisch gefärbten gedichte später aus der sammlung seiner gedichte fortgelassen, oder sie, wie das gedicht „An den heiligen Joseph," abgeschwächt hat. Aber auch in seiner jugend hat Eichendorff nie mit diesen religiös-katholischen gedichten etwa eine bestimmte tendenz ausdrücken wollen; sie waren nichts als der reine poetische ausfluss seiner damaligen stimmung. Eichendorff hat das in der zeit selbst in einem brief an seinen freund Loeben ausgesprochen (M 62): „Jenes süsse bild der Maria, es war keine tendenz, es war eine blume, die aus liebe, frühling, erinnerung und hoffnung, kurz aus allem, was mir wert und teuer war auf erden, dem himmelslichte entgegensprosste."

Die tiefe religiosität dieser dichtungen ist aber überall umrankt und durchflochten von zarten bildern und stimmungen aus der natur, und das sich hier offenbarende innige verhältnis des dichters zur natur ist wieder nicht nur eine charakteristische eigenschaft der gedichte aus dieser periode, sondern überhaupt bezeichnend für Eichendorffs gesamte poesie. In allen seinen dichtungen tritt uns strahlend seine grosse liebe zur natur und seine feine empfindung und scharfe

---

Eichendorffs, die zuerst in zeitschriften veröffentlicht sind, aber später nicht von Eichendorff in die sammlung seiner gedichte aufgenommen wurden, wieder abgedruckt. Ich werde daher solche gedichte der einfachheit halber nicht nach den alten zeitschriften, sondern stets nach Meisners buch zitieren.

beobachtung aller vorgänge und regungen des naturlebens entgegen. Und wie der religiöse zug in seiner jugenddichtung, erscheint auch Eichendorffs innige zuneigung zur natur im hinblick auf seine lebensschicksale erklärlich und ganz natürlich. Die ersten dreizehn jahre seines lebens brachte Eichendorff ausschliesslich auf seinem väterlichen freiherrnschloss in Schlesien zu. Das lag auf einem einsamen hügel, umkränzt von einem grossen park und von wäldern, fern vom geräusch der städte, mit dem blick auf den silbernen lauf eines stroms. Hier durchlebte Eichendorff seine jugendtage, indem er bald hinauswanderte und mit seinem bruder die waldreiche umgebung durchstreifte, bald stundenlang in den wipfeln hoher bäume im schlossgarten sich wiegte und über die stille landschaft hinträumte. Da vernahm er nur das säuseln und brausen der wälder, da hörte er nur die lerche jubeln und die nachtigall schlagen und ab und zu von fern ein waldhorn ertönen oder ein mühlrad rauschen. Das prägte sich tief in sein herz ein und klingt uns aus seiner ganzen dichtung, zumal seiner lyrik, wieder entgegen. Er selbst hat es einmal ausgesprochen: „Es ist ein wunderbares lied in dem waldesrauschen unserer heimatlichen berge . . . . keinen dichter noch liess seine heimat los.“ Auf dieses enge verhältnis Eichendorffs zur natur werden wir im laufe unserer darstellung noch oft hinzuweisen haben; zum ersten mal tritt es uns hier gleich in den gedichten der frühesten schaffensperiode entgegen. Der dichter befindet sich hier meist im walde, und um ihn herum ist es immer frühling: alles glänzt und prangt und blüht. Aber die natur liegt nicht still da, es ertönen

laut und leise die verschiedensten stimmen im walde. Und Eichendorff hat für all das zarte leben ein feines ohr. Eine entschiedene vorliebe besitzt er für das waldhorn, die nachtigall und die lerche; sie finden wir in zahllosen gedichten wieder. Auch die farbe blau, die ja, seitdem Novalis die berühmte blaue blume entdeckt hatte, die farbe der romantik geworden war, bevorzugt Eichendorff sehr; er spricht von blauen lüften, blauen schwingen, blauen bergen, blauen fernen, blauen tagen, blauen weiten, blauen gebirgen und vielen ähnlichem. Das „Minnelied" (M 13) und die „Sestine" (M 29) bieten überhaupt nichts weiter als naturstimmungsbilder, die sich allerdings nicht durch klarheit auszeichnen, sondern mystisch verschleiert und verschwommen sind. Eichendorff malt hier mit zu blühenden farben; durch dies zuviel wird aber der klare gedankengang der gedichte gestört, ja oft völlig ertötet. Mit diesen gedichten folgt Eichendorff den spuren einiger älterer romantiker, besonders denen von Ludwig Tieck.

Eng mit Eichendorffs leben und streben zusammen hängt das gedicht „Rettung" (I 297), das zu den bedeutendsten und schönsten werken dieser periode gehört. Es behandelt den gegensatz von dichterischer phantasie und plattem nützlichkeitssinn. Dieser gegensatz von idealismus und materialismus, von dichtung und leben hat alle romantiker eindringlich beschäftigt, alle suchten ihn auszugleichen. Eichendorff hat ihn oft behandelt, und er bildet auch den grundgedanken seines jugendromans „Ahnung und gegenwart." Das gedicht „Rettung" zeigt uns den jungen dichter glücklich, mitten im hellsten frühlingsglanze

spielend, noch nicht wissend, was all die pracht um ihn bedeute. Da kommt plötzlich ein alter mann mit „hohlen augen und bleichen wangen“: der ergreift den jüngling, fesselt ihn und führt ihn durch die prangenden lande fort in ein altes, ödes haus, in dem ein dumpfes „hämmern, schachern und rumoren“ herrscht. Dort hält ihm der alte eine breite rede (I298):

„Mein sohn . . . . das ist die nützlichkeit!
Die haben wir so zum gemeinen besten erfunden.
Das betrachte hübsch fleissig und sei gescheidt. —
So liessen sie mich armen allein und gebunden.

Da schaut' ich weinend aus meinem kerker
Hinaus in das leben durch düstern erker,
Und unten sah ich den lenz sich breiten,
Blühende träume über die berge schreiten,
Darüber die blauen, unendlichen weiten.
Durch's farbige land auf blauen flüssen
Zogen bunte schifflein, die wollten mich grüssen.
Vorüber kamen die wolken gezogen,
Vorüber singende vöglein geflogen;
Es wollt' der grosse zug mich mit fassen,
Ach, menschen, wann werd't ihr mich wieder hinunter lassen!

Und im dunkelgrünen walde munter
Schallte die jagd hinauf und hinunter,
Eine jungfrau zu ross und blitzende reiter —
Über die berge immer weiter und weiter
Rief waldhorn immerfort dazwischen:
Mir nach in den wald, den frischen!

Ach! weiss denn niemand, niemand um mein trauern?
Wie alle fernen mir prophetisch singen
Von meinem künft'gen wundervollen leben!“

Da fühlt der jüngling „blaue schwingen" in sich, er erhebt betend seine hände, seine fesseln und die kerkermauern springen, und jubelnd eilt er in den farbigen frühlingsmorgen hinein. So ist Eichendorff sein ganzes leben lang mit begeisterung für die hehre kunst der phantasie und mit froh empfänglichem herzen durch die weite natur gegangen. Freilich ist er im praktischen leben seinem dichterideale nicht treu geblieben; da hat er es vermocht, mit der phantasie die nützlichkeit zu verbinden, und hat zugleich der poesie und der juristerei gedient.

Auch eine romanze, von welcher gattung sich bei Eichendorff als echtem romantiker später noch zahlreiche beispiele finden, hat er schon in dieser ersten schaffenszeit verfasst. Sie trägt — in ihrem ersten entwurf wenigstens — einfach den titel „Romanze" (M 44) und erinnert uns in ihren motiven an zwei gedichte anderer dichter, an Goethes „Fischer" und die Loreley - ballade aus Clemens Brentanos roman „Godwi." Den in der germanischen mythologie wurzelnden gedanken, dass durch ein halb überirdisches wesen ein mensch verlockt und mit magischer gewalt in den tod gezogen werden kann, haben diese beiden dichtungen in für viele vorbildlich gewordener weise behandelt. Das motiv des goethischen „Fischers" werden wir noch verschiedentlich in Eichendorffs lyrik antreffen und ebenso finden wir in poetischen werken jeder gattung bis in Eichendorffs späteste jahre hinein zahlreiche anklänge an die ballade Brentanos. Hier in Eichendorffs „Romanze" wird ein jüngling durch ein „seltsames, unverständliches" wort einer wunderschönen frau, die in einem goldnen schifflein vor ihm erscheint,

so angezogen, dass er ihr schliesslich trotz der warnung seines vaters in das tiefe waldesdunkel folgt, aus dem er dann nicht wieder ans licht kommt. Zu einer solchen fabel gehört eine märchenhafte, mystisch-dämmerige umgebung. Sie verstand Eichendorff prächtig hervorzuzaubern; hier empfangen wir die früchte seines zusammenlebens mit der natur. Später hat er diese romanze bedeutend gekürzt, ohne ihr damit eintrag zu tun, da sie in ihrer ersten gestalt sehr breit war, und hat ihr die überschrift „Die zauberin im walde“ (I 621) gegeben.

Die sprache in diesen ersten jugendgedichten besitzt noch nicht die knappe klarheit und einfachheit, die später die besten schöpfungen Eichendorffs auszeichnet. Besonders in den religiösen und natur-gedichten ist sie oft schwülstig und überladen, sodass der gedankliche inhalt darunter leidet. Verschiedentlich begegnen wir altertümelnden worten. Mit den reimwörtern wird oft spielerei getrieben. Dagegen können wir schon hier die erste entwicklung von Eichendorffs grossem talent, den worten einen melodischen klang zu geben und mit ihnen stimmungen aus dem naturleben nachzumalen, beobachten. In metrischer beziehung hat Eichendorff in diesen gedichten noch nicht das versmass gefunden, in dem er später seine vollkommensten gedichte verfassen sollte. Die einfachen gereimten vierzeiler, die in der späteren lyrik Eichendorffs weit überwiegen, finden wir in dieser periode ganz vereinzelt in der „Zauberin im walde“ (I 621). Die form der meisten gedichte der ersten periode ist das sonett. Diese italienische dichtungsform, die die älteren romantiker nach Bürgers vorgang wieder zu neuem leben in Deutschland

erweckt hatten, hat auch Eichendorff, und zumal in seiner jugend, eifrig gepflegt. Seine sonette sind in sprache und metrik sehr geschickt und in ihrer form völlig korrekt gebaut. Es offenbaren überhaupt schon diese ersten jugendgedichte Eichendorffs eine grosse gewandtheit im versbau und vor allem im reimen. Neben den sonetten finden wir ein assonanzenlied (M 13) und eine sestine (M 29), zwei dichtungsformen, die Eichendorff als romantiker charakterisieren. Das gedicht „Rettung“ (I 297) ist in verschiedenen versmassen verfasst, die ohne regelmässigkeit auf einander folgen oder wechseln. Wenige gedichte schliesslich bestehen aus strophen von sechs versen, von denen je zwei mit einander reimen, eine form, die Eichendorff später noch oft angewandt hat. Sowohl die sprache, wie das versmass dieser dichtungen hat Eichendorff, als er später seine gedichte sammelte, in vielen fällen ausgefeilt und verbessert. Er hat den ausdruck poetischer oder charakteristischer gestaltet, den stil geglättet, überflüssige worte oder ganze strophen gestrichen und das versmass vielfach richtig gestellt.

Bietet uns diese erste schaffensperiode von Eichendorff auch noch nicht viel hervorragendes, so können wir doch beobachten, wie in ihr schon zahlreiche keime verborgen liegen, aus denen nachher Eichendorffs beste gedichte emporblühen sollten.

Die gedichte von 1808 bis 1811.

Die zweite periode von Eichendorffs jugendlyrik zeigt uns nun den dichter mit einem schlage auf der höhe seines lyrischen schaffens. Dieser abschnitt umfasst die jahre 1808 bis 1811. Das ist die zeit, in der

Eichendorff, nachdem er seine studien beendet hatte, mit kurzer unterbrechung über zwei jahre lang auf seinem väterlichen schlosse weilte; es ist danach das erste jahr seines wiener aufenthalts, in dem er seinen roman „Ahnung und gegenwart", der eine fülle der schönsten lieder enthält, vollendete. Drei momente sind es vor allem, die als quelle für die reiche zahl der prächtigen gedichte dieser jahre angesehen werden können. In erster linie sind diese dichtungen die frucht des bedeutungsvollen aufenthalts in Heidelberg,[1] den Eichendorff vom frühjahr 1807 bis zum frühjahr 1808 genossen hatte. An dieser stätte war er recht eigentlich erst zum dichter geworden und dazu zum vollkommenen romantiker. Natur und menschen hatten dort zusammen auf ihn eingewirkt. Ueber den ort schreibt Eichendorff selbst: „Heidelberg ist selbst eine prächtige romantik; da umschlingt der frühling haus und hof und alles gewöhnliche mit reben und blumen, und erzählen burgen und wälder ein wunderbares märchen der vorzeit, als gäbe es nichts gemeines auf der welt."[2] Dazu kam dann der anregende verkehr mit männern wie Görres, Arnim, Brentano und Loeben. Das poetische schaffen dieser stärkte auch mächtig

---

[1] Vgl. Joseph frhrn. v. Eichendorffs vermischte schriften, bd. 5: Aus dem litterarischen nachlasse. Paderborn 1866. S. 303 u. fe. — Die beiden sehr hübschen autobiographischen aufsätze verdienten mehr bekannt zu sein!

[2] Verm. schfn., bd. 5, s. 305. -- Dieses zitat findet sich auch in Scherers „Geschichte der deutschen litteratur" (6. aufl., s. 636). Ich mache darauf aufmerksam, dass das zitat also nicht, wie Scherer angiebt, von Görres stammt, sondern von Eichendorff. Ausserdem ist bei Scherer das wort „ja" zu streichen und für „leben" „reben" zu schreiben.

Eichendorffs produktionskraft, und die vorbilder und ziele, die diesen männern vorschwebten, wurden auch die Eichendorffs. Hier ging ihm die ganze liebe zu unserem deutschen altertum, zu den volksbüchern und volksliedern auf, hier lernte er die spanische litteratur kennen, hier zog auch in sein herz recht die lust zum steten wandern ohne plan und ziel ein und die immerwährende sehnsucht in die weite, die blaue ferne. Vor allem sind es die volkslieder, die hier einen bleibenden einfluss auf Eichendorff und sein ferneres poetisches schaffen gewonnen haben. Gerade während seines aufenthalts in Heidelberg waren Arnim und Brentano mit der herausgabe von „Des knaben wunderhorn“ beschäftigt, und da hat auch Eichendorff den freunden gewiss beim sammeln und sichten der lieder geholfen. Eine einwirkung dieser dichtungen zeigen von dieser zeit an viele von seinen eigenen schöpfungen. — Eine zweite quelle für die reiche liederdichtung dieser periode ist die liebe, die in diesen jahren strahlend in Eichendorffs herzen erwachte. In seiner heimat lernte er das freifräulein Luise von Larisch kennen; seine herzliche neigung zu ihr fand bald treue erwiderung, und es kam zur verlobung. Luise ist später auch Eichendorffs gemahlin geworden. Dem feuer dieses jungen liebesbundes verdanken wir eine reihe schöner gedichte. — Die dritte anregung schliesslich zu poetischem schaffen gaben Eichendorff die damaligen zeitverhältnisse. Eichendorff fühlte voll mit seinem deutschen vaterlande mit; mit ihm war er tief bekümmert über den druck, mit dem der sieg Napoleons Deutschland belastet hatte, mit ihm hoffte und sehnte er bessere zeiten herbei. Die patriotische dichtung

Eichendorffs, die am reichsten während der befreiungskriege blühen sollte, begann in diesen jahren emporzuspriessen. — Eichendorff hat in dieser schaffensperiode, als er wenig über zwanzig jahre alt war, die höchste stufe seiner lyrischen leistungen erreicht. In ihrem warmen gefühlsinhalt, ihrer klaren anschaulichkeit, ihrer knappen und doch poetischen fassung und ihrem musikalischen tonfall sind die meisten werke dieser periode vollkommene lieder. Sie tragen die melodie oft schon in sich selbst, sie wollen gesungen sein und fordern zum komponieren direkt auf. Eichendorff hat auch später noch gedichte verfasst, die den schöpfungen dieser jahre ebenbürtig zur seite stehen, aber übertroffen hat er die besten lieder dieser zeit nie mehr.

Den werken der ersten periode am nächsten stehen mehrere gedichte religiösen inhalts und einige stimmungslieder in der tieckschen manier (M 10, 27, 28, 38, 40). Die mehrzahl von diesen hat Eichendorff mit richtigem gefühl als unbedeutend erkannt und daher später von der sammlung seiner gedichte ausgeschlossen. Wie die früher besprochenen ähnlichen dichtungen verherrlichen die religiösen gedichte vor allem die jungfrau Maria, wenn auch in etwas weniger aufdringlicher weise, und die stimmungsgedichte bieten mystisch verschwommene naturbilder, denen die rechte klarheit fehlt. Einen neuen zug bringen diese gedichte nicht in Eichendorffs lyrik. Auch äusserlich ähneln sie vielfach den werken der früheren periode. Diese kleine gruppe bildet den übergang zu der hauptmasse, dem kern der gedichte der zweiten periode.

Voran mögen da einige dichtungen stehn, aus

denen uns Eichendorffs ansicht von dem wert des dichterberufs erhellt. Er sieht diesen als den höchsten beruf an, der einem menschen zu teil werden könne, und ist tief erfüllt von seiner hehren würde. Der dichter soll in trüben zeiten die menschheit aufrichten, ihm ist dazu die rechte freudigkeit ins herz gesenkt; er soll allezeit die ehre schützen, der schande entgegen treten und der wahrheit dienen. [1] Dazu wird ihm auch die hülfe Gottes nie fehlen; der hat ihm die kraft zu singen gegeben, dessen geist soll er stets in sich walten lassen. In den im ganzen unklaren und mystisch verstiegenen sonetten „Der dichter“ (I 305) finden sich einige verse, die uns Eichendorffs wahrhaft grosse auffassung vom wesen des dichters offenbaren. Eichendorff sagt da (I 307):

„Nicht träume sind's und leere wahngesichte,
Was von dem volk den dichter unterscheidet.
Was er inbrünstig bildet, liebt und leidet,
Es ist des lebens wahrhafte geschichte.

Er fragt nicht viel, wie ihn die menge richte,
Der eignen ehr' nur in der brust vereidet;
Denn wo begeistert er die blicke weidet,
Grüsst ihn der weltkreis mit verwandtem lichte.“

Wer so singen konnte, der darf wohl mit recht den namen eines dichters für sich in anspruch nehmen.

Eichendorff hat einmal den ausspruch getan (M 52): „Es giebt gewisse worte, die plötzlich, wie ein blitzstrahl, ein blumenland in meinem innersten aufthun, gleich erinnerungen alle saiten der seelen-äols-

---

[1] Vgl. „An die dichter“, I 353 u. fe.

harfe berühren, als: sehnsucht, frühling, liebe, heimat, Goethe.“ Das gilt im allgemeinen von Eichendorffs gesamter lyrik, im besonderen von den gedichten dieser hervorragenden periode.

Eine tiefe innige sehnsucht zieht durch viele gedichte dieser jahre. Eichendorff sehnt sich nach allem grossen, schönen und wahren, er sehnt sich danach, das, wozu ihn seine natur bestimmt hat, ganz zu werden, womöglich seinem vaterlande nützlich zu sein. Dann sehnt er sich immer hinaus in die weite, in die „blaue ferne“. Die winde, die lüfte, die ziehenden wolken und die dahinrauschenden ströme erregen sein heisses sehnen. Aber in den allermeisten fällen fehlt dieser sehnsucht jedes bestimmte, erreichbare ziel. Das ist die echte sehnsucht, die in vollen wellen durch die ganze romantik zieht: sie hat keinen endpunkt vor augen, aber sie ist immer da und hört nie auf. Auch in Eichendorffs seele ist sie immer wach gewesen.

„Ein jeder strom wohl find't sein meer,
Ein jeglich schiff kehrt endlich her,
Nur ich treibe und sehne mich immerzu, —
O wilder trieb! wann lässt du einmal ruh?“

So ruft er selbst aus (M 23). Erst mit dem tode fand Eichendorffs sehnsucht ruhe.

Den frühling hat Eichendorff in zahllosen gedichten besungen, und eine reihe davon fällt in unsere periode. Das war die jahreszeit, in der Eichendorffs poetische seele fast immer lebte. Sommer, herbst und winter fanden daneben höchst selten eine beachtung. Und der ort, wo er in seinem frühling sich fast stets befand, war der wald. Da rauschen ihm die bäume

immer ein wunderbares lied, da braust immer ein strom oder ein bach in der nähe, da jubeln immer die lerchen oder schlagen die nachtigallen, da tönt von fern immer ein waldhorn und da ziehen immer sangesfrohe jäger durch die blühende flur. Für all dieses leben und weben der waldigen frühlingsnatur hatte Eichendorff die feinste empfindung; aber er besass zugleich auf seiner palette die reichsten farben, um die zarten bilder in voller schönheit wieder vor uns hinzumalen. Doch selten gab Eichendorff diese naturbilder um ihrer selbst willen. In den meisten fällen wusste er in feinfühliger weise mit diesen stimmungen der natur eine menschliche seelenstimmung in übereinklang zu bringen: was die natur um ihn herum empfand, das hallte in seiner seele wieder oder in den herzen derer, die die träger seiner empfindungen waren.

Liebeslieder sprossen nach Eichendorffs verlobung in reicher fülle empor, umsomehr, als Eichendorffs braut für poesie ein sehr empfängliches gemüt besass, ja sogar bisweilen selbst die feder ergriff, um die gedichte ihres bräutigams mit eigenen versen zu beantworten.[1] Seine liebe ist es besonders, die Eichendorff immer mit der natur in verbindung bringt. Zu seiner aufblühenden liebe gehört die frühlingszeit, und da singt er (I 500):

„Herz, mein herz, warum so fröhlich,
So voll unruh' und zerstreut,
Als käm' über berge selig
Schon die schöne frühlingszeit?

---

[1] Vgl. I 59.

Weil ein liebes mädchen wieder
Herzlich an dein herz sich drückt,
Schaust du fröhlich auf und nieder,
Erd' und himmel dich erquickt.

Und ich hab' die fenster offen,
Neu zieh in die welt hinein
Altes bangen, altes hoffen!
Frühling, frühling soll es sein!"

Wenn die ersten morgenlüfte wehen, wirft er sich aufs pferd und reitet zu seinem liebchen. Wie er bei ihr ankommt und sie erblickt, da bricht die sonne glänzend durch und bestrahlt die ganze erde (I 516). Senkt sich aber die nacht herab, dann ergreift der dichter die laute und singt durch die stille seinem lieb ein lied, dessen töne „wie auf goldenen leitern in ihr kämmerlein steigen". Aus dieser stimmung heraus entstand das wundervolle „Abendständchen", das beginnt (I 465):

„Schlafe, liebchen, weil's auf erden
Nun so still und seltsam wird!
Oben gehn die gold'nen heerden,
Für uns alle wacht der hirt.

In der ferne ziehn gewitter;
Einsam auf dem schifflein schwank,
Greif' ich draussen in die zither,
Weil mir gar so schwül und bang."

Muss der dichter jedoch in der ferne weilen, dann giebt es gar keinen frühling für ihn, öd und still ist alles um ihn her. Die stätten, wo er einst mit seinem liebchen geweilt, sieht er im geist dann in

winterlicher verlassenheit, beschneit und kalt vor sich (I 262). Dann trägt er den vögeln und den wolken, die durch die luft ziehen, auf, seine liebste zu grüssen und ihr zu sagen, wie einsam er sei. Beginnt es an solchen tagen abend zu werden und bricht die nacht herein, dann empfindet er in voller drückender schwere seine einsamkeit und sein getrenntsein von der geliebten.

Den rechten preis seiner heimat finden wir bei Eichendorff erst in den gedichten der späteren zeit. In den jahren, die unsere betrachtung umfasst, weilte Eichendorff eben noch viel in der heimat und konnte sie selbst mit vollen zügen geniessen. Als er aber später fern von seinem alten schloss, seinem blauen Oderstrom und seinen grünen wäldern und bergen war, da wachte in ihm stets die erinnerung an seine teure heimat und er hat diese gefühle oft in versen ausgesprochen. Aber alle gedichte Eichendorffs, in denen die natur zu einem neuen leben erweckt wird, sind eigentlich nichts als eine immerwährende erinnerung und ein steter preis seiner heimat, die er tief in sein herz geschlossen hat. Eichendorff selbst hat uns das bezeugt, indem er in seinem späteren roman „Dichter und ihre gesellen“ ausspricht (II 359): „Wer einen dichter recht verstehen will, muss seine heimat kennen. Auf ihre stillen plätze ist der grundton gebannt, der dann durch alle seine bücher wie ein unaussprechliches heimweh fortklingt.“

Als fünftes element, das alle saiten in seiner seele erklingen lässt, nennt Eichendorff in dem vorher zitierten ausspruch den namen Goethe. Dieses dichters werke hat Eichendorff von früher jugend auf eifrig ge-

lesen, und er war erfüllt von bewunderung und verehrung für sie. Da ist es nicht unerklärlich, dass wir in fast allen seinen dichtungen einen einfluss dieser mächtigen dichterpersönlichkeit bemerken können, der bald stärker, bald schwächer hervortritt. Für seine jugendlyrik hat Eichendorff besonders von Goethes liedern manches gelernt. Ihnen verdankt er zum teil die klare einfachheit des gedankens und der sprache und den lyrischen klang der verse, die die mehrzahl von seinen gedichten auszeichnen. In der stoffwahl ist Eichendorff verschiedentlich von Goethes balladen beeinflusst worden; besonders tritt dies in den gedichten zu tage, die er später unter dem titel „Romanzen“ zusammengestellt hat. Wir kommen darauf an anderer stelle noch des genaueren zu sprechen. Aber seine verehrung Goethes hinderte ihn nicht, den meister auch einmal zu travestieren. In dem gedicht „Ach, von dem weichen pfühle“ (M 9) hat Eichendorff in parodierender weise Goethes „Nachtgesang“ nachgebildet.

Die „Romanzen“ bilden in der zweiten periode von Eichendorffs jugendlyrik eine besondere gruppe, die noch neben die durch seinen ausspruch begründeten abteilungen zu stellen ist. Wir würden heute freilich eine ganze reihe dieser gedichte kaum als romanzen bezeichnen, sondern sie eher lieder nennen. In verschiedenen dieser gedichte klingt nun wieder — wie in der schon früher besprochenen „Zauberin im walde“ — das motiv von Goethes „Fischer“ an. In hervorragender weise ist dies in dem gedicht „Der gefangene“ (I 654) der fall, wo ein ritter von einer nixe verlockt und verzaubert wird. In der „Hochzeitsnacht“ (I 698)

vermischt sich dies fischer-motiv mit dem von Bürgers „Lenore". Die gestalt ihres ersten geliebten, dem sie untreu geworden ist, taucht vor dem mädchen auf, lockt sie auf sein schiff und fährt sie in den tod hinein. Eine gewisse verwandtschaft in ihren motiven mit Bürgers ballade zeigt auch Eichendorffs romanze „Der reitersmann" (I 659). Als drittes gedicht, das sein motiv und seine stimmung auf mehrere werke Eichendorffs übertragen hat, ist dann noch die auch schon erwähnte Loreley-ballade Brentanos zu nennen. Dies berühmte gedicht, das seinen weg ja durch die gesamte jüngere romantik genommen hat, bis es dann von Heine seine zwar nicht letzte, aber wohl unübertreffliche gestaltung erhielt, konnte ganz natürlich auch nicht ohne einfluss auf die empfängliche natur Eichendorffs bleiben. Im besonderen verdankt ihm wohl Eichendorffs romanze „Loreley" (I 646) ihr entstehen. Eichendorff hat in diesem gedicht an der umgestaltung der brentanoschen Loreley-figur, die diese mit der zeit erfahren hat, in verschiedenen zügen mitgewirkt.[1] In allen eben genannten gedichten Eichendorffs hat der dichter das spukhafte, das die stoffe sämtlich verlangen, ausgezeichnet getroffen. Er vermag uns völlig in die magische stimmung hineinzuversetzen, die für diese geheimnisvollen geschichten notwendig ist. Dasselbe gilt auch von der romanze „Nachtwanderer" (I 638), die in enger verwandtschaft mit Goethes „Erlkönig" und dem „Herrn Olof" aus „Des knaben wunderhorn" steht. Historischen inhalts ist unter den ro-

---

[1] Vgl. W. Hertz, Über den namen Loreley. Sitzungsber. der Münchener Akademie. München 1886, s. 218 u. fe.

manzen dieser periode allein „Kaiser Alberts I. tod.“ Sie behandelt die ermordung des deutschen kaisers Albrecht von Oestreich durch seinen neffen Johann von Schwaben. Erst bei der sammlung seiner gedichte hat Eichendorff den richtigen historischen namen Albrecht eingesetzt und die romanze dann „Kaiser Albrechts tod“ (I 619) genannt. Der held dieses gedichts leidet an einem fehler, der vielen ähnlichen figuren Eichendorffs anhaftet: er ist zu weichlich, ihm fehlt die rechte männliche kraft. Auch die vorgänge sind hier nicht plastisch und energisch genug herausgearbeitet. Für die wiedergabe solcher realen, historischen tatsachen fehlte Eichendorff das rechte talent; das widerstrebte seiner natur, die zu lyrisch veranlagt war. Kraftvoll ist dagegen in der „Deutschen jungfrau“ (I 677) die hoheit des selbständigen geistes, der sich, selbst um sein leben zu retten, nicht der fremden macht beugt, dargestellt. Unter die „Romanzen“ hat Eichendorff dann später auch das gedicht gestellt, das wohl seine berühmteste und bekannteste schöpfung ist, „Das zerbrochene ringlein“ (I 653). In der einfachheit und geradheit der sprache, in der gegenständlichkeit und anschaulichkeit der schilderung, in der innigen wärme des gefühls lässt sich das gedicht den besten volksliedern, die uns überliefert sind, zur seite stellen. Dazu kommt noch der vollendete rhythmus der verse, für den sich ganz naturgemäss bald nach dem entstehen eine treffende melodie fand, die die verbreitung des liedes noch befördert hat. Man hat das lied eine zeit lang für ein wirkliches volkslied gehalten. Eichendorff verehrte das manuskript des liedes 1838 dem erbprinzen Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha und nannte

da in dem widmungsbrief das gedicht „ein einfaches liedchen, dem man vielfach die ehre angethan es für ein volkslied zu halten, und das also wohl nicht das schlechteste sein kann.“ [1] Es ist schon darauf hingewiesen, dass gerade in der zeit, da Eichendorff in Heidelberg war, dort „Des knaben wunderhorn“ entstand und dass sich auch Eichendorff wohl eingehend mit diesen herrlichen erzeugnissen unserer volkslitteratur beschäftigt hat. In dieser beschäftigung fand er manche anregung und belehrung für sein eigenes poetisches schaffen. Im besonderen steht nun auch „Das zerbrochene ringlein“ unter dem einfluss der volkslieder; es weist in allen seinen eigenschaften auf dies vorbild hin. Da ist vielleicht die vermutung erlaubt, dass Eichendorff hier überhaupt nur ein volkslied umgedichtet und zur vollendung ausgebildet hat, in gleich genialer weise wie es Göthe in seinem „Heidenröslein“ und Uhland in seinem „Guten kamerad“ getan haben, werken, die in jeder beziehung neben „Das zerbrochene ringlein“ gestellt werden können. Es findet sich in „Des knaben wunderhorn“ eine strophe, die für Eichendorffs gedicht wohl das vorbild sein dürfte. Es ist die zweite strophe des gedichts „Des müllers abschied“: [2]

„Da unten in jenem thale,
Da treibt das wasser ein rad,
Da treibet nichts als liebe
Vom abend bis wieder an tag;

---

[1] Hoffmann von Fallersleben, Findlinge. Leipzig 1859. I 234.

[2] Arnim u. Brentano, Des knaben wunderhorn. 1. teil. Heidelberg 1806. S. 103.

Das rad das ist gebrochen,
Die liebe, die hat ein end,
Und wenn zwei liebende scheiden
Sie reichen einander die händ.“

Sollten diese verse Eichendorff nicht die anregung zu dem „Zerbrochenen ringlein“ gegeben haben, so besitzen wir wenigstens in ihnen eine sehr interessante parallele zu seinem gedicht. Schliesslich wollen wir aus dieser gruppe der romanzen noch das gedicht „Die wunderliche prinzessin“ (I 678) hervorheben. Die dichtung hat nichts von einer romanze an sich, es ist eine allegorie, wie wir sie in solcher vollen ausführung nur ganz vereinzelt in Eichendorffs poesie antreffen. Doch leidet diese allegorie im ganzen an unklarheit, verschiedenes in ihren beziehungen und andeutungen bleibt völlig unverständlich. Auch in dem roman „Ahnung und gegenwart“, in den das gedicht eingeschoben ist, erhalten wir keine rechte deutung des inhalts, obgleich da, nachdem das gedicht vorgetragen ist, darüber gesprochen wird. „Ist die allegorie schon geschlossen? Ist das nicht die poesie?“ heisst es da (II 161). Und weiter: „Einige hielten die prinzessin im gedicht für die Venus, andere nannten sie die schönheit, andere nannten sie die poesie des lebens.“ Die deutung der prinzessin als der poesie scheint tatsächlich noch das meiste für sich zu haben. Die prinzessin poesie lebt da in einer zeit, die im vergleich zur vergangenheit freude- und ruhmlos für sie ist. Einst, als ihre herrlichen mannen, könig Alfred, Siegfried, Don Quijote und die anderen, noch frisch einherwandelten, da war es schön! Aber jetzt liegen diese schlafend, wie tot, und verstaubt da. Jetzt

werden der poesie nur kleinliche spielereien geboten, die sie wider ihr behagen hinnehmen muss. Dabei wacht in ihrem herzen eine heisse sehnsucht nach der schönen natur draussen und frischen jungen dichtern. Da endlich nahen diese und ziehen mit frohem jubel heran. Aber das glück dauert nur kurze frist. Ein teil der jungen mannen kann gegen die alten helden, die sie zur begrüssung wiedererweckt haben, nicht aufkommen und wird von ihnen erdrückt, der andere lässt sich durch die spielereien anlocken und ergiebt sich ihnen. So ist der prinzessin wunsch wieder nicht erfüllt, und der poesie bleibt die alte sehnsucht nach besseren zeiten. Diese deutung ergiebt sich jedoch keineswegs ganz klar. Im gegensatz zu ihr ist Eichendorffs freund Adolf Schöll, der zugleich sein glänzender beurteiler ist, der ansicht, dass Eichendorff in diesem gedicht „den mythus“ der schwülen tage vor den befreiungskriegen „unvergleichlich“ dargestellt habe.[1] Auch das lässt sich einigermassen rechtfertigen; eine sichere entscheidung zu treffen, ist mit dem bis jetzt vorhandenen material aber unmöglich.

Die letzte gruppe dieser periode von Eichendorffs jugendlyrik bilden schliesslich die gedichte, die im zusammenhang mit den damaligen zeitverhältnissen stehen. Zum ersten mal spiegeln uns die gedichte aus dem jahre 1809 Eichendorffs politische ansicht und stimmung wieder. Da empfindet der dichter voll den

---

[1] Vgl. A. Schöll, Joseph frhrn. v. Eichendorffs schriften; wiener jahrbücher der litteratur, 1836. Bd. 76, s. 59. — Der aufsatz ist wieder abgedruckt in Schölls „Gesammelten aufsätzen zur klass. lit.“ Berlin, 1888. S. 246 u. fe.

ernst der schweren zeit und fühlt, dass eine änderung kommen muss und kommen wird (I 363):

„Die welt zieht ernst und streng in ihren gleisen,
Ein feuchter wind verlöscht die lustgen kerzen.“

Er beklagt die „dumme zeit“, wo die führenden männer im staate „von Gott verlassen“ sind, und er kräftigt seine seele, indem er sich in die alte zeit hineinträumt, in der die ehre und „fürstliche thaten“ blühten (I 367). Aber er hat die feste zuversicht: es wird anders werden, es wird eine zeit kommen,

„Da wird Aurora tagen
Hoch über den wald hinauf,
Da gibt's was zu singen und schlagen,
Da wacht, ihr getreuen, auf.“ (I 368.)

Der dichter ist schon jetzt bereit, für sein vaterland sein altes, von den ahnen ererbtes schwert zu ergreifen; das hält er für das einzige, was damals erstrebens- und wünschenswert war. Mit bewundernden versen begrüsst er die Tiroler, die es zuerst gewagt hatten, sich gegen ihre feinde zu erheben (I 378 u.fe.). In seinem teuren heimatswalde bei Lubowitz hat Eichendorff in ganzer tiefe empfunden, was seinem vaterlande not tue und was die pflicht jedes echten deutschen sei. In den beiden herrlichen und allbekannten gedichten „Der jäger abschied“ (I 381) und „Abschied“ (I 383) sagt Eichendorff, als er im begriff stand, seine heimat zu verlassen, um in Wien in den staatsdienst zu treten, seinem walde lebewohl. Da verspricht er, das zu erfüllen, was er seinem walde immer gelobt hat: mit seinem wort und, wenn es gilt, auch mit der tat allezeit einzutreten für das heil

seines vaterlandes. Mit grosser gemütstiefe verbindet sich in diesen patriotischen gedichten die echteste deutsche gesinnung. Indem Eichendorff das hohe ziel der freiheit Deutschlands vor augen hatte, das nur durch harten kampf erreicht werden konnte, wuchs zugleich seine sprache in diesen gedichten zu einer männlichen kraft, wie wir sie bisher in seinen poetischen werken nicht gekannt haben. Ihren höhepunkt fanden diese markigen verse später in den gedichten, die während und nach den befreiungskämpfen selbst entstanden.

Sprache und metrik Eichendorffs stehen in den reifen gedichten dieser periode auf ihrer höhe. Wie inhaltlich, so streifen auch formal nur noch wenige gedichte an die ersten jugendwerke. Diese sind wieder in ihren freien rhythmen, assonanzen und der oft verschwommenen sprache den stimmungsgedichten Tiecks nachgebildet oder bewegen sich in romantischen spielereien, die häufig wenig künstlerisches an sich haben. Zu diesen letzteren gehört die unbedeutende „Kanzone“ (M 31), die Eichendorff später auch unterdrückt hat, und das unklare „Assonanzenlied“ (M 31). Ungezwungener als hier hat Eichendorff assonanzen in dem „Zaubernetz“ (I 451) und „Kaiser Albrechts tod“ (I 606) angewandt. In diesen beiden gedichten folgt Eichendorff überhaupt genau dem vorbild der spanischen romanzen, denn neben den assonanzen finden wir auch die trochäischen tetrameter. Auch refrain- oder echoartige strophenschlüsse, die ja viele romantiker liebten, treffen wir einige male, so in „Der jäger abschied“ (I 381) und dem lied „Die kleine“ (I 479). Im allgemeinen herrscht aber in der metrik dieser jahre

eine grosse einfachheit. Es überwiegen bei weitem die kurzen vierzeiligen strophen, deren verse aus jambischen oder trochäischen trimetern oder tetrametern bestehen, die gepaart oder gekreuzt mit einander reimen. Das sind echt lyrische verse, die Eichendorff mit grosser meisterschaft gebildet hat. Sie sind einfach, klar und von melodiösem tonfall; es konnte nicht ausbleiben, dass sie bald komponiert und gesungen wurden.

Diese verse nun vor allem, dazu noch manches in der sprache und dem stofflichen inhalt der gedichte dieser jahre, zeigen in hervorragender weise den einfluss der alten volkslieder auf Eichendorff. Besonders hat er von den volksliedern die einfache und knappe darstellung gelernt, die sich nicht in breiten gefühlsergüssen ergeht, sondern stets mit wenigen zügen eine bestimmte konkrete situation zeichnet, aber dabei doch nie der gemütstiefe entbehrt. Auch für die feine verbindung von natur- und seelenstimmung hat Eichendorff manches dem volksliede abgelauscht. In stofflicher beziehung gab er oft, wie viele volkslieder, einfache liebesgeschichten, die bald glücklich bald traurig und tragisch gestaltet sind. In der sprache ahmte Eichendorff häufig das stilistisch und syntaktisch unbeholfene und naive der volkslieder nach, und manchmal klingen ganze wendungen bei ihm direkt an volkslieder an. Als beispiele dafür mögen folgende verse dienen:

„Grüss dich, mein schatz viel tausendmal“ (I 472) —
„Querüber übers wasser glatt
Lass werben deine äugelein,
Und der dir wohl gefallen hat,

Der soll dein lieber buhle sein" (I 472) —
„Riegl' auf, riegl' auf bei stiller nacht,
Weil wir so jung beisammen sind"(I 473) —
„Am himmelsgrund schiessen
So lustig die stern'
Dein schatz lässt dich grüssen
Aus weiter, weiter fern'" (I 477) —
„Wär' ich viel lieber tot" (I 489) —
„Sie hat mir treu versprochen,
Bis ich gekommen sei,
Sie hat die treu' gebrochen,
Und alles ist vorbei" (I 698).

Alle diese verse könnten in jedem volkslied stehen! Das dritte gedicht „In der fremde" (I 261) ist überhaupt nur die umdichtung eines volksliedes.[1] Auf eine ähnliche erscheinung haben wir schon beim „Zerbrochenen ringlein" hingewiesen. Auch altertümelnde wortformen hat Eichendorff verschiedentlich angewandt, wie: sicht (=sieht), kühle, ofte, balde, fraue. Die verse gestaltete er oft absichtlich nicht glatt, sondern liess sie holprig, wie sie häufig in den volksliedern sind.

Vergleicht man die wenigen ersten entwürfe von gedichten dieser zeit, die uns handschriftlich erhalten sind, mit den später veröffentlichten fassungen, so zeigt sich, dass Eichendorff seine schöpfungen nicht immer auf den ersten wurf gelungen sind. Er hat viel an seinen gedichten verändert und gefeilt, sie vor allem mit der zeit meist stark gekürzt und in

---

[1] Vgl. Arnim u. Brentano, Des knaben wunderhorn. 1. teil. Heidelberg 1806. S. 232 „An einen boten."

jeder beziehung knapp und einfach gestaltet.[1] Ein mal ist uns auch ein zum grössten teil in prosa abgefasster entwurf erhalten, der später zu einem gedicht ausgestaltet wurde.[2]

---

[1] Als beispiel stehe hier der erste entwurf des fünften gedichts „In der fremde“ (I 262). Er findet sich auf blatt 3 der berliner handschriften.

„Frühlingslied.
Grün war die weide,
Der himmel blau,
Wir schwuren beide
Ewige treu'.

Lenz ist's wohl wieder,
Ferne ich bin,
Liebt fern noch lieber
Der treue sinn.

Verweinten blicken
Grünet die au,
Goldene brücken
Schlägt er durch's blau.

Frauen und reiter
Ziehen in's grün.
Wohin so eilst du
Fluss, blauer fluss!

Soll ich nun beten?
Singen im schein
Von lust und scherzen
Und grossem leid?

Blau ist der himmel,
Blau ist die treu',
Schlägt um den frühling
Die zauberei.“

[2] Es ist dies der entwurf zu dem gedicht „Trost“ (I 384); er steht in den berliner handschriften auf blatt 1.

„Der Sänger und der feldbach.
Sag' an, du klares bächlein, du,
Wo kommst du hergeflossen?
Rauscht immer immer zu, rings von felsen eingeschlossen.

Die gedichte von 1812 bis 1815.

Den gedichten der dritten periode, die die jahre 1812 bis 1815 umfasst, wird ihr charakteristisches merkmal durch die werke aufgeprägt, die in beziehung zu den damaligen zeitverhältnissen, vor allem den freiheitskämpfen, stehen. Als am 3. februar 1813 der aufruf könig Friedrich Wilhelms III. zur bildung freiwilliger jägerkorps erging, war Eichendorff sofort entschlossen, für sein vaterland mit dem schwert einzutreten. Diesen augenblick hatte er schon lange herbeigesehnt. Im april[1] verliess er, zusammen mit seinem freund Philipp Veit, dem stiefsohn Friedrich Schlegels, Wien, eilte nach Breslau und trat dort in das lützowsche freicorps ein. Anfangs diesem, später verschiedenen anderen truppenteilen angehörend machte Eichendorff den feldzug bis zum ersten pariser frieden mit, ohne freilich, zu seinem grossen bedauern, recht vor den feind zu kommen. Als dann im frühjahr 1815 noch einmal der kampf gegen Napoleon nötig wurde, da stellte sich Eichendorff, trotzdem er jung verheiratet

---

Das bächlein sagt: Ich weiss nicht, woher,
Doch lockte mich das licht draussen,
hinauszuspringen. Sänger:
Wohin eilst du so ohne rast und ruh etc.
Bächlein: Ich will die sonne, mond, wald, und die ströme meine brüder sehn etc.
Wohin denn hinter sonne, den wald etc. weiss, weiss ich nicht. Sänger: Das ist ja ganz wie ich, rausche du nur immer zu, ich singe fort, Gott schütze uns. Einfältiglich!" —

Gleich dahinter steht dann das gedicht „Trost" fast ganz genau in der fassung, wie es später gedruckt wurde, nur unter dem titel „Der Sänger und der bach."

[1] I 65 steht unrichtig „Februar 1813." Vgl. Raich, Dorothea v. Schlegel. Mainz 1881. II, s. 156 u. fe. — I 93 muss es natürlich auch statt „1. Mai" 1. märz heissen.

war, dennoch wieder in die reihen der vaterlandsstreiter und nahm auch an diesem letzten siegreichen feldzug bis zu seiner beendigung teil.

Die ersten „Zeitgedichte“ dieser periode, aus dem jahre 1812, zeigen dieselben stimmungen wie die patriotischen gedichte der früheren periode. Eichendorff ist erfüllt von „männlichem trauern“ beim anblick von „Deutschlands wehen“ und sehnt die zeit herbei, da der kampf sich erhebt (I 386). Aber er bemerkt schon „zeichen“, etwas wunderbares beginnt sich zu entfalten (I 385):

„Was für ein klang in diesen tagen
Hat übermächtig angeschlagen?
Der völker herzen sind die saiten,
Durch die jetzt Gottes hauche gleiten!“

Da bringt das jahr 1813 die erlösung; Eichendorff konnte neben der leier das schwert ergreifen, und wie sein altersgenosse Theodor Körner wurde auch er zugleich ein sänger und ein held. Begeistert begrüsst er die freiwilligen jäger, seine „neuen kameraden,“ und ruft ihnen zu (I 396):

„Frisch auf, wir wollen uns schlagen,
So Gott will, übern Rhein
Und weiter im fröhlichen jagen
Bis nach Paris hinein!“

Mit seinem geliebten blühenden lenz vergleicht Eichendorff in dem gedicht „Aufbruch“ (I 393) die scharen der deutschen freiheitskämpfer. Wie glänzende ströme ziehen die reiter dahin, liliengleich blühen die fahnen auf, wie lerchenwirbel tönt der ferne wirbel der trommeln. Auf Gottes willen und gnädigen schutz

vertrauend zieht Eichendorff in den kampf. Ein „triumphthor“ hat der vater aufgerichtet; wer in diesem kriege fällt, zieht durch das thor „heim ins ewige himmelreich.“ In dem „Soldatenlied“ (I 396) preist Eichendorff besonders sein jägerkorps, „seine lieben reiter,“ die dem feind im wald zu schaffen machen. Sie stürmen hinein „in den sieg, in den tod, und weiter, bis dass sie im himmel sind.“ Die nächsten gedichte aus dem jahre 1814 führen uns in die zeit, in der Eichendorff zur besatzung von Torgau gehörte und dort leider fern vom kriegsfeld tatenlos liegen musste. Eichendorff besingt da in der „Ernsthaften fastnacht 1814“ (I 398) die eroberung Wittenbergs durch die Preussen, an der sich seine schlesischen landsleute besonders ruhmvoll beteiligt hatten. Das gedicht hat in seiner plastischen schilderung und seinem kräftigen, aber schlichten ton manches von den historischen volksliedern an sich. In dem gedichte „Auf der feldwacht“ (I 399) taucht in Eichendorff die erinnerung an Wien auf, das er während seines dortigen aufenthaltes sehr lieb gewonnen hatte und dem er auch in den folgenden jahren noch oft worte der erinnerung geweiht hat. Und aus dem friedlichen gedicht „Ruhe der nacht“ (I 400) spricht klar das gedenken an seine teure heimat; da hört Eichendorff durch das nächtliche schweigen wieder um sich herum „der wälder feierlichen gruss.“ Aus den nächsten gedichten klingt uns dann der friede und die freude über die befreiung Deutschlands entgegen. Den Rhein, der für alle freiheitssänger Deutschlands strom im idealsten sinne war, begrüsst auch Eichendorff mit seinen versen, und der Rhein rauscht ihm ein willkommen entgegen.

Dem liebchen sendet er einen zarten „Friedensboten“ (I 401): jetzt könne es wieder ruhig schlafen, das „land ist ja frei!“ — Empfinden und schätzen wir voll die edle deutsche gesinnung und die kräftige und warme sprache, die uns aus diesen gedichten entgegentönen, so müssen wir doch zugeben, dass Eichendorff in die erste reihe unserer freiheitssänger, in die reihe unserer Arndt, Körner und Schenkendorf, nicht gehört. Die feurige, fortreissende kraft dieser fehlte ihm doch. Seine natur war eben im grunde lyrisch weich,' jede kriegerisch harte und schroff männliche seite, wie sie für echte kriegssänger erforderlich ist, fehlte ihr. Aus derselben ursache konnte Eichendorff kein guter dramatiker werden. Er ähnelt als freiheitssänger Uhland. Auch dieser hat uns schöne freiheitsgedichte hinterlassen, aber auch sie stehen nicht auf der höchsten höhe. Seine vollendetsten patriotischen gedichte verfasste Uhland erst nach dem kampfe, als es galt, die gewonnene freiheit für das ganze volk auszunutzen und stets wach zu bleiben, als in allen staaten Deutschlands der heisse streit um eine verfassung begann. Da gelang Uhland das machtvolle gedicht „Am 18. oktober 1816“: „Wenn heut' ein geist herniederstiege . . . . .“ Ganz ähnlich ging es Eichendorff. Sein bestes patriotisches gedicht verfasste er 1815, als er sein volk aufrief, dem waffenkampf den „geisteskampf“ folgen zu lassen. Mit prächtig dahinrauschenden versen hebt das gedicht „An die freunde“ (I 405) an:

„Es löste Gott das langverhaltne brausen
Der ströme rings — und unser ist der Rhein!
Auf freien bergen darf der Deutsche hausen
Und seine wälder nennt er wieder sein.“

Aber man soll nicht aufhören zu kämpfen! Was der hohe sinn der menschen begehrt, das will durch kampf errungen sein, bald mit dem schwert, bald mit der rede und der schrift. Der stille friede ermattet die kräftigen sehnen, „erschlafftes ruhen ist der völker tod.“ Ruht man aber jetzt, dann ist umsonst das blut im kriege geflossen, dann ist Deutschland seines sieges nicht würdig. Eichendorff schliesst mit der aufforderung, allezeit wach zu sein und das vaterland zu beschützen;

„Friede dem heerd, und ew'ger krieg den bösen, —
So mag uns Gott von aller schmach erlösen!“

Wie tief diese gesinnung in Eichendorff wurzelte, das zeigt uns auch eine stelle in einem brief an Fouqué, den der dichter um die verfassungszeit des gedichtes „An die freunde“ schrieb. Da sagt er: „An ruhe ist auf jeden fall nicht zu denken. Denn es giebt, meines bedünkens, gerade keine reichere, entscheidendere, aber auch gefährlichere zeit, als wenn ein tüchtiges volk im vollen bewusstsein und gefühl seiner kraft plötzlich still steht und sich besinnt. Wir wollen also lieber recht wach bleiben, denn wir dürfen das durch fahrlässigkeit oder übermut nimmermehr verspielen, was wir mit Gottes wunderbarem beistand erobert und mit so viel teurem blute besiegelt haben.“[1] Mit den ernsten versen „An die freunde“, wie sie Eichendorff mit ähnlich voller kraft nie wieder gesungen hat, schliessen die gedichte ab, die mit den freiheitskämpfen in zusammenhang stehen.

---

[1] Albertine de la Motte-Fouqué, Briefe an Fouqué. Berlin 1848, s. 81.

Die eben behandelten „Zeitgedichte“ bilden den grössten teil der lyrischen dichtungen dieser periode, die in der anzahl ihrer schöpfungen der vorhergegangenen beträchtlich nachsteht. Das erklärt sich wohl durch das friedlose kriegsleben, das unsern dichter hier- und dorthin warf und ihn selten musse zum dichten finden liess. Aber auch qualitativ erreichen die werke dieser jahre — wenn wir einige der patriotischen gedichte ausnehmen — die der vorigen nicht. Eichendorffs verse fliessen hier schwerer und entbehren in vielen fällen des leichten ungezwungenen tons, der sonst ihren ersten vorzug bildet. Die wenigen liebeslieder dieser periode sind nichtssagend, flach, ohne jede eigenart und stehen gegen die früheren entschieden zurück. Erwähnenswert ist „Das flügelross“ (I 519), in dem Eichendorff seine geliebte auffordert, sich zu ihm auf sein ross zu schwingen und mit ihm durch die luft dahin zu reiten; erst am abend wollen sie sich wieder zur erde niederlassen, in den wald, zu „süssem liebesflüstern“, und da will er ihre nachtruhe bewachen. Dies gedicht sandte Eichendorff seiner braut von Wien aus, und sie antwortete darauf mit leichten, fliessenden versen.[1]

Mit leis religiösem klang, der überhaupt den meisten gedichten dieser periode anhaftet, schliesst das gedicht „Glückliche fahrt“ (I 499); der dichter weist vertrauensvoll seine geliebte auf den „garten Gottes“ hin, der vor ihm aus den „morgenflammen“ emporsteigt. Mit ähnlichen akkorden klingt auch die

---

[1] Vgl. I 59.

freudig und lebensfroh beginnende „Auferstehung“ (I 559) und das „Lied“, das Eichendorff später „Nachruf an meinen bruder“ (I 537) betitelte, aus. In dem letzten gedicht steigt auch Eichendorffs geliebtes naturbild wieder vor uns auf; der mond scheint durch die bäume, die wälder rauschen und die thäler lauschen. Völlig entsagend schliesst die romanze „Die brautfahrt“ (I 630). Ein kühner ritter will seine braut über das meer in schönere lande führen. Als sie das ersehnte eiland schon vor augen haben, erleiden sie schiffbruch. Aber der ritter rettet seine braut auf den schönen strand. Er redet sie an — da erkennt er, dass sie tot ist. Zum ersten mal brechen tränen aus seinen augen, sein stolz weicht, seine seele wird mild, er erkennt die „andere heimat“,

> „Und an ächten schmerzen ranken
> Himmelwärts sich die gedanken.“

Er entsagt seinem tatenvollen leben und wird auf dem wilden eiland ein frommer büsser. Dieser inhalt zeigt uns recht Eichendorffs religiöse grundanschaung: der mensch denkt, aber Gott lenkt, und wie sehr man auch mitten im tätigen leben stehen mag, man wird doch schliesslich zu einer stillen weltentsagenden frömmigkeit geführt. Das ist ein gedanke, der sich durch viele werke Eichendorffs zieht. Aber es ist wunderbar, wie markant er gerade in den eben besprochenen gedichten hervortritt, die verfasst sind, als Eichendorff mitten im tätigsten kampf für sein vaterland stand. Jedoch nur die entsagung erscheint hier befremdend. Eichendorffs frömmigkeit dagegen scheint uns gerade in diesen jahren in ganz natürlicher weise stark her-

vorzutreten. Er sah den befreiungskampf für einen heiligen krieg an, der ohne die hülfe Gottes nicht ganz siegreich geführt werden könnte. So schrieb er auch noch mitten aus dem krieg heraus, kurz bevor er zum zweiten mal gegen Napoleon ins feld zog, an seinen freund Philipp Veit: „. . . . . fühle ich einen recht aufrichtigen trieb, in mir selber gründlich besser zu werden und trost und rat eifriger dort zu suchen, wo man ihn am ende immer doch findet, und so weiss denn Gott immer am besten, was uns geziemt.“ [1] Die romanze „Der zauberische spielmann“ (I 686) gehört wieder in die reihe von eichendorffschen gedichten, in denen ein halb überirdisches wesen einen menschen verlockt. Hier ist es ein zauberhafter sänger, der mit seinem „wunderbaren singen“ ein mädchen in den wald zieht, aus dem es dann nicht wieder hervorkommt.

Auch in sprachlicher und metrischer hinsicht bieten die gedichte dieser periode wenig neues und wenig hervorragendes. Auch hier wendet Eichendorff ab und zu altertümelnde worte oder wortformen an, oder giebt seinen versen absichtlich einen volkstümlichen, nicht ganz glatten rhythmus. In ziemlicher anzahl sind sonette und sechszeilige strophen vertreten. Auch einige mehrzeilige und in ihren reimen recht verschlungene strophenformen finden sich. „Der kämpe“ (I 642) hat sogar innenreim. Eichendorffs bekanntes einfaches vierzeiliges versmass ist verhältnismässig selten. In dem besten gedicht der ganzen periode, „An die freunde“ (I 405), finden wir zum ersten mal

---

[1] Raich, Dorothea v. Schlegel. Mainz 1881. II 298.

seit Eichendorffs frühester dichtung „Italien“ wieder stanzen, die hier sehr an die rechte stelle gesetzt und auch trefflich gebaut sind. Bevor er sie später in die sammlung seiner gedichte aufnahm, hat Eichendorff auch die werke dieser jahre in vielen kleinigkeiten sprachlich und metrisch verbessert.

Zweiter teil.

„Ahnung und gegenwart."

Entstehung und veröffentlichung.

Das erste grössere dichtwerk, das Eichendorff veröffentlichte, ist der roman „Ahnung und gegenwart." Dieser erschien um ostern 1815. Die verfassungszeit des romans liegt jedoch eine reihe von jahren vorher. Nachdem Eichendorff im sommer 1808 aus Heidelberg wieder in seine heimat zurückgekehrt war, begann für sein poetisches schaffen eine reiche periode. In dieser wurde auch der roman „Ahnung und gegenwart" begonnen.[1] Die arbeit an dem werk zieht sich dann durch die nächsten drei jahre; besonders kräftig gedieh sie während Eichendorffs aufenthalt in Wien, wo er in dem litterarisch anregenden hause von Friedrich und Dorothea Schlegel verkehrte. Die letztere hat dem roman auch den titel gegeben. Am schluss des

[1] Vgl. I 45.

jahres 1811 war die dichtung vollendet.[1] Als Eichendorff dann 1813 in den krieg zog, liess er den roman noch unveröffentlicht zurück. Aber im juni 1814, nachdem er wieder aus dem feldzug heimgekommen war, ging er ernsthaft an die veröffentlichung des werkes. Eichendorff wünschte, dass sein roman von einem manne eingeführt würde, dessen name der dichtung sogleich das interesse und die aufmerksamkeit des lesepublikums gewänne. Er wählte sich dazu den baron Friedrich de la Motte-Fouqué aus, und er konnte allerdings kaum einen besseren führer finden. Denn Fouqué gehörte damals zu den allerbeliebtesten erzählern in Deutschland, und seine werke wurden nicht nur vom grossen publikum, sondern auch von litterarischen grössen wie Friedrich Schlegel und Jean Paul aufs freudigste begrüsst. Auch Eichendorff gehörte zu den warmen verehrern der fouquéschen muse. Dazu kam noch, dass er den dichter während des feldzugs auch persönlich kennen gelernt und recht liebgewonnen hatte. An ihn wandte sich Eichendorff nun vertrauensvoll in betreff der veröffentlichung seines romans. Am 1. oktober 1814 schrieb er darüber an Fouqué:[2] „Teuerster herr baron! Die aufrichtige achtung, bewunderung und liebe, mit welcher Ihre werke meine ganze seele erfüllen, die freundliche zuversicht endlich, die Ihre persönliche bekanntschaft (im vorigen herbste auf dem marsche durch Böhmen) für immer in mir erweckte, machen mich so kühn, Ew. hochwohlgeboren das manuskript eines romans zu übersenden, zu gütiger

---

[1] Vgl. I 56.

[2] Albertine de la Motte-Fouqué, Briefe an Fouqué. Berlin 1848, s. 74 u. fe.

durchsicht und zu meiner belehrung. — Es ist so traurig, für sich allein zu schreiben, wenn man es mit dem leben überhaupt ernsthaft und redlich meint. Ich möchte am liebsten mein ganzes sinnen, trachten und leben, mit allen seinen bestrebungen, hoffnungen, mängeln und irrtümern, meiner nation, der es geweiht ist, zu strenger würdigung und beratung darlegen, und komme dabei natürlich auf die wenigen würdigen repräsentanten derselben und kernhalter deutschen sinnes zurück. Ich wüsste unter diesen keinen, dem ich herzlicher vertraute, von dem ich den beifall erfreuter und den tadel demutsvoller annähme, als von Ihnen, herr baron. Und in diesem sinne bitte ich Sie, die mitteilung meines romans, der eben auch ein stück meines innersten lebens ausmacht, nachsichtsvoll anzunehmen. Ich hatte denselben vollendet, ehe noch die Franzosen in Moskau waren, und teilte ihn Friedr. Schlegeln und seiner frau mit. Der beifall dieser beiden vortrefflichen überraschte und entzückte mich. Sie ermunterten mich, ihn drucken zu lassen, und von der letzteren hand rühren zu diesem endzwecke die vielen korrekturen her, die sich in diesem manuskript befinden und mir als ein andenken an ihre liebevolle sorgfalt teuer sind. Kein buchhändler mochte indess damals und auch noch später, bei der misslichen lage der guten sache, den druck des buches übernehmen, da ich darin anspielungen auf die neuesten begebenheiten nicht vermeiden konnte und wollte. Endlich fasste der strom unserer grossen zeit mich selbst und liess mich nicht wieder los bis jetzt, da ich bald nach meiner trennung von Ew. hochwohlgeboren in Böhmen das glück hatte, meinen wunsch zu erreichen und als offizier bei einem landwehrregi-

mente angestellt zu werden. Ich sehe nun wohl ein, dass währenddes der eigentliche zeitpunkt eines allgemeinen interesses für diesen roman verstrichen ist; ich konnte mich aber nicht entschliessen, etwas daran zu ändern, teils, weil er sonst ganz etwas anderes und kein volles bild mehr jener seltsamen gewitterschwülen zeit der erwartung, sehnsucht und schmerzen wäre, teils aber, weil unser neuester gegenwärtiger zustand, in welchen ich doch die geschichte hinüberkünsteln müsste, mir noch zu unentwickelt, schwankend, formlos und blendend erscheint, um mir einen ruhigen überblick zu vergönnen. Ew. hoch- und wohlgeboren erhalten demnach den roman wörtlich so, wie er damals niedergeschrieben wurde. Sollte er in dieser gestalt, als erinnerung jener männlichen trauer, jener ernsten vorzeichen der göttlichen gnade und wunder, die wir nun erfahren, noch eines öffentlichen anteils fähig und in poetischer hinsicht überhaupt des druckes wert sein, und Ew. hochwohlgeboren dort ein verleger dafür bewusst sein, so bitte ich, über das manuskript, titel, zueignung u. s. w. ganz nach gutdünken zu verfügen und sich meines innigsten dankes zu versichern . . . . ." Fouqué antwortete Eichendorff darauf am 26. november.[1] Er sprach seine höchste anerkennung über „Ahnung und gegenwart" aus und sandte dem verfasser seinen glückwunsch „zu dem blütenreiche, das seine zitherklänge ans licht gerufen" hätten. Er stimmte Eichendorff bei, dass der schluss der dichtung unverändert bleiben müsste, „ohne bestimmte aussicht auf die seitdem er-

---

[1] Vgl. I 78 u. fe.

folgte weltbefreiung;" denn nur so wäre sie in wahrheit „ein ernstes, erhaben mahnendes denkmal der schuldgedrückten vergangenheit." Anstatt der gesandten stanzen als zueignung erbat Fouqué von Eichendorff ein passendes vorwort. Die herausgabe des romans mit seinem namen lehnte er jedoch ab, weil er eben erst ein werk von Chamisso an die öffentlichkeit gebracht hätte. Doch wollte er sogleich mit seinem verleger in betreff der veröffentlichung von „Ahnung und gegenwart" in verhandlung treten. Auch schlug Fouqué Eichendorff vor, auf das titelblatt statt Florens seinen wahren namen zu setzen: „zur mündigkeit und kraft seiner poesie" passte das besser. Hocherfreut über diesen brief antwortete Eichendorff seinem gönner und bekannte da:[1] „Es giebt nichts tröstlicheres, als den beifall der wenigen zu erlangen, an die man beim schreiben eigentlich immer nur gedacht hat, und deren gunst weniger verwirrend der eitelkeit schmeichelt, als vielmehr recht erquickt, stärkt und erweckt." Er bedauerte, dass sich sein roman nicht mit Fouqués namen schmücken dürfte, aber er ehrte den grund der ablehnung. Zugleich sandte er das verlangte vorwort ein. So erschien denn der roman zu ostern 1815 bei Fouqués verleger Johann Leopold Schrag in Nürnberg. Als honorar bekam Eichendorff einen friedrichsd'or für den druckbogen. Fouqué hatte sich schliesslich doch noch entschlossen, das ihm von Eichendorff zugesandte vorwort in einigen punkten zu ändern und zu erweitern und mit seinem namen zu unterzeichnen.

---

[1] Vgl. I 81.

Dies vorwort[1] giebt in seiner ersten hälfte die gedanken von Eichendorffs erstem brief an Fouqué wieder. Dann fährt Fouqué fort: „In seinen [Eichendorffs] mitteilungen hierüber [über den roman] finden sich unter andern folgende denkwürdige worte: ‚Es lieben edle gemüter, sich mitten aus der freude nach den überstandenen drangsalen zurückzuwenden, nicht, um hochmütig über sich selbst zu erstaunen, wie sie seitdem so grosses vollbracht, sondern um sich noch einmal mit jenem heiligen zürnen, mit jenem gerüsteten ernste der bedrängniss zu erfüllen, der uns im glücke ebenso not tut als im unglück. Diesen weihe ich das buch als ein denkmal der schuldgedrückten vergangenheit. — Alle kräfte, die in uns aufgewacht, schlummerten oder träumten schon damals. Aber rost frisst das eisen. Die sehnsucht hätte sich selbst langsam verzehrt und die weisheit nichts ausgesonnen, hätte sich der herr nicht endlich erbarmt und in dem brande von Moskau die morgenröthe eines grossen herrlichen tages der erlösung angezündet. Und so lasst uns Gott preisen, jeder nach seiner art! Ihm gebührt die ehre! uns ziemt demut, wachsamkeit und frommer treuer fleiss‘. Diesen kernworten, wie aus dem innersten und besten meiner seele gesprochen, weiss ich nichts hinzuzufügen, als den herzlichen wunsch: möchten sie und das ganze jugendlich frische dichterwerk unseren teueren landsleuten nach verdienst lieb werden und bekannt.“

Als der Roman erschien, war Eichendorff selbst nicht in Deutschland. Er befand sich zu der zeit in

[1] Vgl. I 82 u. fe.

Frankreich, im heere gegen Napoleon. Erst nach seiner rückkehr aus dem kriege, im januar 1816, bekam er den gedruckten roman in die hände und sprach darüber in einem briefe sogleich Fouqué seine grosse freude aus. [1]

Charakteristik und ästhetische würdigung.

In seinem roman „Ahnung und gegenwart" schildert uns Eichendorff das leben und treiben einiger adliger deutscher jünglinge in der zeit vor den befreiungskriegen am anfang unseres jahrhunderts; er will uns damit ein bild „jener seltsamen gewitterschwülen zeit der erwartung, sehnsucht und schmerzen" geben. Die helden Eichendorffs ziehen hier meist, wie die echten ritter der romantik, ohne ein bestimmtes ziel und festen zweck im lande umher; sie treffen sich, schliessen freundschaft, lieben einander, verlassen sich und treffen sich dann ganz unerwartet immer wieder. Schwere sorgen kennen sie nicht; alle haben sie etwas vom genialen künstler an sich, alle singen lieder und spielen guitarre. Aber all die menschen, die hier gezeichnet werden, stehen mit ihren füssen nicht fest auf unserer erde; sie schweben halb in der luft und haben alle etwas phantastisches, unreales an sich. Treffend sagt frau de Staël über diese art von menschen: „Cette existence voyageuse et rêveuse tout à la fois n'est bien sentie qu'en Allemagne . . . . . . Il y a un grand secret de bonheur dans cette imagination qui plane sur la terre en la parcourant, et ne

---

[1] Vgl. Alb. de la Motte-Fouqué, a. a. o., s. 79 u. fe.

se mêle pas aux intérêts actifs de ce monde.“ [1] Allen personen fehlt die volle gesundheit und lebendige kraft, alle haben einen zug ins bizarre. Schwärmerei und gefühl besitzen die meisten in fülle, viel mehr als klaren willen und verstand. Den grossen widerspruch zwischen ideal und wirklichkeit suchen sie alle auszugleichen oder zu lösen.

Voller hoffnungen und mit einem gewissen bildungstrieb in sich, zieht graf Friedrich, die hauptperson dieses romans, von der universität fort ins leben hinein; er ist begabt, strebsam, ernst und religiös. Er hat — was von den wenigsten personen des romans gesagt werden kann — ein gewisses ziel für sein streben vor augen, wenn auch lange nicht in voller klarheit; er will vor allem seinem vaterlande dienen und sich selbst ein vollkommenes glück erringen. Doch strebt er nie mit kräftiger energie danach, dies zu erreichen, sondern lässt sich oft willenlos von ereignissen oder persönlichkeiten auf abwege führen. So wird er in die stürme des lebens hineingezogen, er lernt die zerrütteten zustände des vaterlandes kennen, die ziellosigkeit im streben aller. Er glaubt eine treue geliebte gefunden zu haben, aber dies glück versinkt im strudel der gesellschaft. Dann sieht er schliesslich sein vaterland, dem er seine güter und seine kräfte geweiht hat, völlig zusammenfallen. Da tritt in seinen ansichten ein umschwung ein. Bisher hatte er den wunsch gehegt, seinem vaterlande zu dienen; der tätige kampf war ihm als das einzig richtige erschienen

---

[1] De Staël, De l'Allemagne. Nouv. éd. Paris 1890; s. 372.

und diesem ziel war er ernst und mutig trotz aller schwüle der zeiten nachgegangen. Jetzt kommt er zu der erkenntnis, dass die alleinige hülfe in dieser zeit in der religion liege. In der bibel findet er trost, das heilige kreuz ist ihm das „einzige recht und heil," das allein richtige ist jetzt: ein „kämpfer Gottes" zu sein (II 332). Da entsagt er dem tätigen leben und geht dorthin, wo er einzig frieden und ruhe und glückliche genugtuung zu finden hofft: in ein kloster. Dieselbe tatenmüde entsagung, die wir schon in verschiedenen gedichten Eichendorffs gefunden haben, bildet so auch hier den schluss des romans. Auch Friedrichs freund Leontin erfährt ähnliche verschlungene schicksale, doch nicht ganz so schuldlos, denn sein leidenschaftlicher, oft zügelloser charakter treibt ihn stets von einem gegenstand und einem ort zum andern; er findet nie ruhe. Dennoch gelingt es ihm zuletzt, seine geliebte heimzuführen; aber auch er sieht nicht in seinem vaterlande das feld seines strebens, sondern zieht mit seinem jungen weib in die neue welt, nach Amerika. Diesen männlichen hauptpersonen stehen zwei weibliche zur seite, gräfin Romana und gräfin Rosa, deren charaktere und schicksale im wesentlichen ebenso unharmonisch und verworren sind. Romana ist voll wilder leidenschaft, sinnlichkeit und bizarrer launen; es erfasst sie eine glühende liebe zu Friedrich, sie will ihn gewinnen, auf jede weise. Daneben liebt sie bald diesen, bald jenen mann. Ihrer heissen natur gelingt es nicht, ein ruhiges glück zu finden; dem ernsten Friedrich behagt ihre wildheit nicht. Da geht sie in die einsamkeit, auf ihr schloss. Sie verteidigt es noch gegen die feinde im

krieg ihres vaterlandes, dann zündet sie es über ihrem haupt an und tötet sich selbst. Rosa, die schwester Leontins, ist zarter, weicher als Romana; mit dieser wetteifert sie in der liebe zu Friedrich. Und er sieht in ihr vom ersten augenblick an das weib, das er sich erringen will. Er nähert sich ihr und beginnt das glück ihrer liebe zu geniessen. Aber da wird auch sie von dem sturm des gesellschaftlichen lebens der residenz fortgerissen. Ein prinz entführt sie, und wir finden sie betend, verzichtend auf liebesglück, in einer kirche wieder. Der einzige, der zum schluss noch mutig in das deutsche vaterland hineinzieht, um weiter zu streben, ist der dichter Faber, ein freund der beiden grafen. Doch auch er ist kein fester, harmonischer charakter; auch er stürmt ohne klares ziel durchs leben, wandert eine zeit an der seite seiner freunde und verschwindet dann plötzlich, um an einem anderen ort wieder unerwartet mit ihnen zusammenzutreffen. Und mehr oder weniger schroffe ebenbilder dieser an krankhaften zügen reichen hauptcharaktere sind alle anderen personen des romans: Julie, Leontins geliebte — Rudolf, Friedrichs bruder, der in seiner jugend seine familie verlassen, ein wildes leben durchtobt hat und dann zufällig von Friedrich wiedergefunden wird — Viktor, der arme stille theolog und schullehrer, aus dem plötzlich manchmal die wildesten einfälle hervorbrechen. Eine mystische person, über die wir nie ganz klar werden, ist der junge Erwin, der sich bei seinem frühen tod als mädchen entpuppt. Sie ist mit allen bekannt, in aller schicksale verwickelt, voll freundschaftlicher anhänglichkeit an Friedrich und Leontin, aber auch unberechenbar in ihren launen.

Dargestellt ist der ganze roman in einer lyrischen, zerfliessenden sprache, die nichts scharf zu zeichnen vermag, die alles in einander verschwimmen lässt. In einen einzigen grossen stimmungsnebel sind alle vorgänge und gestalten hineingetaucht. Will man den stoff fest anpacken, so quillt er zwischen den fingern auseinander. Diese an sich schon lyrische sprache ist dann noch durchflochten von zahllosen liedern, sodass der ausspruch der frau de Staël über Tiecks „Sternbald" in noch höherem masse von „Ahnung und gegenwart" gilt: „Le roman est si poétique en lui-même, que la prose y paraît comme un récitatif qui succède au chant, ou le prépare".[1] Weder die persönlichkeiten noch die vorgänge des romans heben sich daher kräftig ab und besitzen die wünschenswerte anschaulichkeit und klarheit. Die charaktere sind in ihrer mehrheit nur leise umrissen, nicht fest und energisch gezeichnet. Dies wenig scharfe äussere entspricht ganz dem verworrenen innern der meisten persönlichkeiten und lässt dies noch in verstärktem masse hervortreten. Alle kräftigen linien fehlen in der zeichnung der personen, keine einzige gestalt steht plastisch vor uns da. Ebenso ist es mit den vorgängen des romans bestellt. Eine feste, geschlossene handlung haben wir nicht; fast immer geht das ereignis in ein grosses stimmungsbild auf, das durchklungen ist von liedern und lautenklängen. Das lokal wechselt beständig, sprunghaft werden wir bald hier-, bald dorthin geführt, ohne be-

---

[1] De Staël, a. a. o., s. 373.

stimmte angabe von ort und zeit. Oft sind wir in der freien waldesnatur; aber wir werden auch auf verschiedene schlösser und burgen, in die residenz und an den Rhein geführt. Nur jahres- und tageszeiten werden ab und zu genannt, und wie in seiner lyrik bevorzugt Eichendorff auch hier besonders den frühling, den morgen und die nacht. Von lokalitäten werden nur der Rhein und die Donau einmal erwähnt, ein genaues bild von dem schauplatz der handlung können wir uns nicht machen. Gewöhnlich sind ort und zeit der vorgänge in einen geheimnisvollen schleier gehüllt. Und dieselbe einzige duftige naturstimmung, die Eichendorffs gesamter jugendlyrik anhaftet, ruht auch über dem ganzen roman. Wie einen holden traum empfindet man das werk. Meist werden wir in den wald geführt; es ist nacht, der mond scheint zauberisch durch die stämme, die bäche rauschen, nachtigallen schlagen, von ferne tönt ein waldhorn... Dann geht die sonne prächtig auf, die lerchen steigen jubelnd empor, eine schar wanderer zieht daher oder ein reiter jagt blitzend vorbei ..... Das sind die stimmungsbilder, die diesen roman beherrschen; sie steigen sogleich vor uns auf, wenn wir an „Ahnung und gegenwart“ denken. Und dazwischen klingt in unseren ohren ein fröhliches wanderlied oder ein schwermütiges liebeslied.

Die grössten vorzüge des romans bestehen in eben dieser zarten naturstimmung, die über dem ganzen ruht, und in dem traumhaften lyrischen ton, in dem alles erzählt ist. Diese momente bilden ja überhaupt die charakteristischen eigenschaften von Eichendorffs gesamtem poetischen schaffen. Sie ziehen sich durch

alle seine dichtungen, bis in sein hohes alter; in ihrer quintessenz zeigen sie sich in der erzählung „Aus dem leben eines taugenichts," mit der Eichendorff seinen grössten erfolg errang. Daneben wird dem roman sein wert verliehen durch die grosse anzahl prächtiger lieder, die über die ganze dichtung verstreut sind. Wir haben diese gedichte schon im zusammenhang mit Eichendorffs übriger jugendlyrik gewürdigt. Die perlen derselben finden wir hier in „Ahnung und gegenwart" eingewebt; hier werden lieder gesungen wie „In einem kühlen grunde . . ." (II 264) und „Schlafe liebchen, weils auf erden . . ." (II 99). Diese lieder stehen allen personen zu gebote und fast immer werden sie durch lautenspiel begleitet. Einen inneren zusammenhang mit ereignissen oder persönlichkeiten des romans haben nur ganz vereinzelte gedichte. Das wichtigste von diesen ist die früher besprochene allegorie „Die wunderliche prinzessin," die von der gräfin Romana vorgetragen wird und in ihrer unklarheit ganz zu dem bizarren charakter dieser gestalt passt. (II 155.) — Der hauptmangel des romans dagegen ist das schon berührte fehlen der plastik in der darstellung der personen und vorgänge. Alle realität verflüchtigt sich in eine nebelhafte, verschwimmende stimmung, den personen und ereignissen fehlt die warme lebensvolle gestaltung. Denselben mangel an kraft in der darstellung, den wir schon bei einigen romanzen Eichendorffs empfanden, fühlen wir hier in verstärktem masse wieder; die epik ist im grunde nichts als lyrik in epischer form. Ausserdem leiden die charaktere fast ausnahmslos an einer gewissen verzerrung, ungesundheit und unwahrheit; jede völlig harmonische persönlichkeit fehlt.

Auch die geschilderten zustände entbehren der ganzen wahrheit. So leichtfertig, verworren und ziellos, wie Eichendorff es hier im allgemeinen schildert, ging es in Deutschland nach den niederlagen von Austerlitz und Jena nicht zu, weder im ganzen volk, noch in den kreisen des adels. Ein echtes bild der handlungen, gesinnungen und stimmungen, in denen damals die mehrzahl der Deutschen lebte, giebt uns Eichendorffs roman nicht. Vereinzelte personen und kreise mögen wohl ähnlich gedacht und gehandelt haben wie es in „Ahnung und gegenwart“ beschrieben wird, die meisten Deutschen aber waren in jener schweren zeit entschieden um vieles ernster und zielbewusster. Eichendorffs eigene persönlichkeit kann uns das ja schon zeigen. Und er hat wahrscheinlich auch selbst empfunden, dass seine darstellung nicht ganz der wirklichkeit entsprach. Aber er liess sich beim schaffen von seiner romantischen dichternatur leiten, die dazu neigte, alle personen und vorgänge zu verzerren und allem einen stich ins bizarre und phantastische zu geben.

Zusammenhang mit „Wilhelm Meisters lehrjahren“ und den romanen der romantiker.

Litterarhistorisch gehört Eichendorffs „Ahnung und gegenwart“ in die reihe der romane, die sich an Goethes „Wilhelm Meister“ anschliessen. 1796 waren „Wilhelm Meisters lehrjahre“ erschienen, „das erste vollendete muster eines deutschen romans. Nicht ganz so stürmisch, aber desto gewaltiger, gründlicher, nachhaltiger war die wirkung, die er, verglichen mit dem „Götz“ und dem „Werther,“ ausübte. Still und all-

mählich, aber unwiderstehlich zwang er die phantasie der ganzen epoche unter seinen bann. Es wurde von nun an der höchste ehrgeiz der nachgoethischen dichtergeneration, einen roman zu schreiben. Der roman wurde für die universellste dichtungsgattung erklärt und die gesetze dieser gattung wesentlich von dem goethischen werk abstrahiert . . . . . Unwillkürlich ging der typus des „Wilhelm Meister“ auf alle in den nächsten jahren nach seinem erscheinen geschriebenen romandichtungen über.“ [1] Das zeigt uns im besonderen eine reihe von romanen, die aus dem kreise der romantiker hervorgingen. „Wilhelm Meisters lehrjahre“ mehr oder weniger als vorbild vor augen habend schrieb Tieck seinen roman „Franz Sternbalds wanderungen,“ Novalis seinen „Heinrich von Ofterdingen,“ Dorothea Schlegel den „Florentin,“ Arnim die „Gräfin Dolores“ und Brentano seinen „Godwi.“ Da ist es nicht zu verwundern, dass auch Eichendorffs jugendroman den einfluss des gewaltigen werkes des dichters, den er vor allen anderen von jugend auf hoch verehrte, in manchen zügen offenbart. Das, was Hebbel einmal in seinem tagebuch von Tiecks „Sternbald“ gesagt hat, das gilt, wie von fast allen genannten romanen, so auch von Eichendorffs „Ahnung und gegenwart“: er ist sehr „meisterhaft.“ Neben „Wilhelm Meisters lehrjahren“ sind aber auch die meisten der genannten romantischen romane von mehr oder weniger einfluss auf Eichendorffs werk gewesen. Bald zeigen sich ähnlichkeiten, einwirkungen oder auch direkte anspielungen

---

[1] R. Haym, Die romantische schule. Berlin 1870. S. 133 u. 134.

auf einen der fremden romane in grossen partieen, in der komposition, in der darstellung, in der zeichnung einzelner charaktere, bald aber auch nur in kleinigkeiten, in episoden, in geringfügigen vorgängen oder aussprüchen. Eichendorffs dichterische natur war äusserst empfindlich und empfänglich für jeden eindruck, und so hat er sich beim schaffen seiner werke oft wohl halb unbewusst an scenen aus anderen dichtungen erinnert und sie fast instinktiv nachgebildet.

Wie Goethe im „Wilhelm Meister,“ will uns auch Eichendorff in seinem roman das bild eines grossen gesellschaftskreises geben, im besonderen das des deutschen adels um die wendezeit des 18. u. 19. jahrhunderts.[1] Im einzelnen sind die entstandenen bilder natürlich mannigfach verschieden. Und alles, was in beiden dichtern bis dahin an ideen und ansichten aufgestiegen war, das suchten sie in die handlung ihrer romane hineinzuweben. Schon die ganze grundanschauung, die „Ahnung und gegenwart“ durchzieht, erinnert uns an einige partieen und gedanken in „Wilhelm Meisters lehrjahren.“ Es ist der gegensatz von poesie, idealem streben und plattem, nur am praktischen leben haftendem nützlichkeitssinn, den wir schon in Eichendorffs frühester schaffenszeit in dem gedicht „Rettung“ wahrgenommen haben, den wir nun hier wieder finden. Denselben gegensatz hatte auch Goethe in seinem „Wilhelm Meister“ verschiedentlich berührt und ihn in der gegenüberstellung von Wilhelm Meister und seinem freund Werner gleichsam verkörpert. Dann schildert uns „Ahnung und gegenwart“ eigentlich nichts als die lehr- und wanderjahre des grafen Fried-

---

[1] Vgl. zum folgenden in dem s. 7 anm. 1 genannten aufsatz von Minor s. 218—24.

rich. Dieser selbst ist seinem charakter nach eng verwandt mit Goethes helden. Beide sind ernste jünglinge, die erfüllt sind von heissem streben nach allem hohen, die danach trachten, ihre stelle im leben ganz auszufüllen, sich ein glück zu erringen und der menschheit zu nützen. Aber beiden fehlt die wahre energie und selbständigkeit, sie lassen sich allzu leicht durch ereignisse oder persönlichkeiten, die ihren weg kreuzen, ohne rechten eigenen willen leiten und weiter führen. Beide helden werden von ihren dichtern in die welt und das treiben des damaligen adels hineingeführt, um dann freilich verschiedene schicksale zu erleben und durch diese gebildet auch zu anderen endzielen zu gelangen. Aber sogar bestimmte situationen wiederholen sich hierbei. Friedrich wird von Rosa verwundet aufgefunden; sie pflegt ihn, während in ihm sogleich die liebe für sie aufflammt. Ebenso war es Wilhelm Meister mit Natalie ergangen. Dann erzählt Friedrich Rosa seine jugendgeschichte, sie schläft darüber ein. Dasselbe hatte zwischen Meister und Marianne stattgefunden. Leontin ähnelt dagegen in vielem Lothario; beide sind das etwas ins genialische gesteigerte seitenstück zu dem ernsteren helden der dichtung. An Mignon erinnert uns Erwin in der ganzen gestaltung, wie in zahlreichen einzelnen zügen. Er, der sich bei seinem tode als mädchen enthüllt, hängt mit einer hingebenden treue an Friedrich, die sich bisweilen zur heftigsten eifersucht steigern kann. In seinem innern flammt eine geheimnisvolle leidenschaftlichkeit, die aus seinen augen hervorleuchtet. Er ist schön und singt viel. Über seine früheste jugendzeit und seine familie ist nichts bekannt und nichts von ihm zu erfahren. Aber schliesslich findet sich in Friedrichs bruder

Rudolf sein vater, wie wir in dem harfner am ende Mignons vater kennen lernen. Auch im gange der handlung finden sich viele einzelheiten, die durch die erinnerung an „Wilhelm Meister“ entstanden sein dürften. Schauspieler treten auf, ein harfner kommt vor, eine dem fandango Mignons ähnliche tanzscene spielt sich ab. Philine wird ausdrücklich genannt. Am schluss steht auch hier eine reise in die neue welt.

Ähnliche übereinstimmungen im grossen und kleinen zeigen sich zwischen „Ahnung und gegenwart“ einerseits, „Franz Sternbald,“ „Florentin,“ „Heinrich von Ofterdingen,“ „Gräfin Dolores“ und „Godwi“ andererseits. Auch hier erkennen wir, von welchem starken eindruck die werke geistesverwandter dichter auf Eichendorffs poetische natur und sein schaffen stets gewesen sind. Graf Friedrich gleicht in vielen zügen dem grafen Karl in Arnims „Gräfin Dolores.“ Beide sind von geburt grafen; zu beginn der erzählung kommen sie eben von der universität und reisen nun ohne festbestimmtes ziel in die lande hinein. Später nehmen Karl wie Friedrich an einem befreiungskampf teil, ohne dass uns dieser näher bezeichnet wird. Zu diesen äusseren ähnlichkeiten gesellen sich dann noch die inneren, in den charakteren. Ebenso verwandt ist Eichendorffs dichter Faber dem dichter Waller bei Arnim; als dritter kommt noch der dichter Haber des „Godwi“ dazu, wo sich die ähnlichkeit schon äusserlich im namen zeigt. Ottilie und Joduno sind beide in Godwi verliebt wie später in „Ahnung und gegenwart“ Rosa und Romana in Friedrich. Die liebesscenen zwischen Friedrich und Romana auf Romanas schloss sind in vielem denen gleich, die sich

zwischen Violetta und Godwi im zweiten teile des „Godwi“ abspielen. Auf den einfluss der Loreleyballade des „Godwi“ auf das gedicht „Loreley“ aus „Ahnung und gegenwart“ ist bei betrachtung von Eichendorffs jugendlyrik schon hingewiesen. Derselbe zerfliessende ton, dasselbe fehlen von ort- und zeitangabe, wie wir es besonders im „Godwi“ haben, treffen wir dann auch in Eichendorffs roman wieder. Wie im „Godwi“ und der „Gräfin Dolores“ spielt auch hier ein mit dem ring in eine scheibe geritztes lied eine rolle. Die „Gräfin Dolores“ wird in „Ahnung und gegenwart“ namentlich erwähnt; es wird über das werk gesprochen und Friedrich preist es. Das gegenüberstellen von poesie und platter wirklichkeit hatte Eichendorff auch aus dem „Sternbald“ lernen können. — Schliesslich finden sich in „Ahnung und gegenwart,“ wie in allen anderen genannten romanen der romantiker, noch zahlreiche übereinstimmende einzelheiten, die zu den eigenschaften eines echt romantischen romans gehören. In erster linie ist hier der schauplatz zu nennen. Da wird in hervorragendem masse der wald bevorzugt; er rauscht uns aus allen romantischen romanen entgegen, er ist die lokalität, wohin uns die dichter am liebsten und häufigsten führen. Oft werden wir bis in seine geheimnisvollsten tiefen und sein märchenhaftes innere geleitet. Im walde liegende schlösser und burgen sind sehr häufig der schauplatz der ereignisse. Viel seltener kommen wir in das offene land hinein und in städte. Eine zweite hervorragende charakteristische eigenschaft aller romantischen romane sind die zahlreichen lieder, die durch die ganzen werke verstreut sind. Alles singt,

alles begleitet den gesang mit der laute. Ein grosser teil der gesamten lyrik, die die romantik hervorgebracht hat, findet sich in ihre romane eingeflochten. Viele dieser lieder werden als „alte“ oder gar „uralte“ lieder bezeichnet; die benennung deutet auf das interesse und die vorliebe für die alten volkslieder hin. Neben dem gesang und dem lautenspiel steht der hörnerklang, der auch durch alle werke der jüngeren romantik tönt. Ein echo schallt uns oft entgegen. Echt romantisch ist ferner das ziel- und planlose reisen und wandern. Alle die jungen helden ziehen frisch darauf los; wohin sie kommen werden, das ist ihre sorge nicht.

„Fahre zu! ich mag nicht fragen,
Wo die fahrt zu ende geht!“

singt Eichendorff in früher jugend (I 235), und in „Ahnung und gegenwart“ sagt er: „Es geht doch nichts übers reisen, wenn man nicht dahin oder dorthin reiset, sondern in die weite welt hinein, wie es Gott gefällt!“ (II 41.) Das war die ansicht aller jüngeren romantiker. Auch bestimmte stände werden von ihnen bevorzugt, so besonders die jäger, studenten und künstler. Dagegen hegen alle diese romantiker einen schneidenden hass gegen das philistertum, dem sie auch alle besondere werke gewidmet haben. Das erkennen von verwandten, deren aufenthalt man nicht gekannt hat und mit denen man nun zufällig zusammentrifft, oder das auffinden bekannter personen, die verschwunden waren, spielt bei Eichendorff und den anderen eine grosse rolle. Die alten bilder, die in jedem schloss an der wand hängen, kommen dem be-

schauer stets bekannt vor; die dargestellte person oder eine ihr sehr ähnliche hat er immer schon einmal gesehen. Träume begegnen uns in grosser anzahl. Ebenso gehören verkleidungen zu den unentbehrlichen romantischen requisiten. Auch scenen, die von einer gewissen lüsternheit und sinnlichkeit sind, finden wir in allen genannten romanen, im besonderen masse im „Godwi" und „Ahnung und gegenwart." Das hatte auch schon Fouqué an Eichendorffs roman empfunden.[1] Das streben, in mystischer weise religion und sinnlichkeit, oder wenigstens religion und liebe, zu vermengen, das ja zu den charakteristischen eigenschaften der ganzen romantischen poesie gehört, treffen wir auch hier bei Eichendorff und einigen anderen. Oft wird noch die poesie darunter gemischt, oder die poesie mit der religion allein in gemeinschaft gebracht, wie dies besonders kräftig und für viele vorbildlich Novalis in seinen dichtungen getan hat.

Trotz allen erwähnten ähnlichkeiten und zusammenhängen, die zwischen Eichendorffs roman und „Wilhelm Meisters lehrjahren" und den romanen der genannten romantiker bestehen, lässt sich nicht behaupten, dass Eichendorff irgend eine bestimmte dichtung zum direkten vorbild gehabt habe. „Wilhelm Meisters lehrjahre" war das werk, das die ganze epoche beherrschte und das Eichendorff und allen anderen als höchstes muster vorschwebte, aber Eichendorff hat den goethischen roman nie direkt nachgeahmt. Er hat vieles aus „Wilhelm Meister" und den

---

[1] Vgl. I 80.

romanen der romantiker in sein werk hinübergenommen, aber er hat dies mit dem, was ihm selbst gehörte und seiner innersten seele entsprossen war, so durchmischt, dass doch eine dichtung entstanden ist, die klar den stempel seiner natur und seines geistes trägt.

Biographische grundlagen zu dem roman.

Das werk jedes echten dichters hängt enger oder loser mit der person und den lebensschicksalen seines schöpfers zusammen. Bald wird es uns in seiner gesamtheit ein volles bild der lebensanschauung des verfassers geben, bald wird es in einzelnen zügen seine meinung über bestimmte gegenstände oder personen darbieten, bald werden die dargestellten ereignisse und persönlichkeiten mit den erlebnissen und dem charakter des dichters oder denen seiner umgebung verwandt sein. Was der dichter erlebt, getan und gedacht hat, das finden wir in künstlerischer verklärung in seinen poetischen werken wieder. In dieser hinsicht ist jede dichtung ein selbstbekenntnis ihres verfassers. So hat auch Goethe die gesamtheit seiner werke als „bruchstücke einer grossen konfession“ bezeichnet. [1]

Diesen feinen fäden, die sich von dem leben und der person des dichters zu seiner schöpfung hinüberspinnen, nachzuspüren, ist von bedeutendem reiz und grossem interesse. Doch müssen wir uns bei diesen betrachtungen stets vor dem abweg hüten, in vage hypothesen zu verfallen und behauptungen aufzustellen,

[1] Dichtung und wahrheit, buch 7.

die durch nichts zu begründen sind. Wir dürfen hier feste resultate nur aus dem ziehen, was eine vergleichung von des dichters leben mit seiner schöpfung ganz klar und zweifellos ergiebt, oder aus dem, was uns etwa der autor selbst oder eine ihm nahestehende persönlichkeit über die wechselbeziehungen zwischen seinem leben und seiner dichtung mitgeteilt hat.

Bei Eichendorffs jugendgedichten haben wir im einzelnen verschiedentlich auf den zusammenhang hingewiesen, in dem sie mit seinen erlebnissen oder seinen anschauungen stehen. Nun führen uns auch viele fäden aus seinem leben in seinen roman hinein, den er in seinem ersten brief an Fouqué selbst „ein stück meines innersten wesens“ genannt hat. Leider fliessen Eichendorffs eigene mitteilungen über diese wechselbeziehungen nur spärlich;[1] aber sie ergeben doch einiges. Anderes wissen wir aus dem kreis seiner umgebung, und vieles liegt nach der vergleichung seiner lebensgeschichte mit dem inhalt von „Ahnung und gegenwart“ klar zu tage.

---

[1] Vgl. s. 10. anm. 1. — Fragmente eines jugendtagebuches, das bis zum jahre 1817 reicht, sind im besitz von Eichendorffs sohn Herrmann. Leider enthalten diese, wie mir herr v. Eichendorff mitteilte, nichts, was für die betrachtung der poetischen werke seines vaters von wert wäre. — Dagegen finden wir, ausser in den schon genannten werken von Meisner, Raich und A. v. Fouqué (vgl. die anm. s. 10, 43 u. 46), einige briefe Eichendorffs, von denen der eine oder andere für unsere abhandlung wert besitzt, noch in folgenden werken: Josef Görres, Gesammelte schriften. München 1854—74. Bd. 8 u. 9. — Hoffmann von Fallersleben, Findlinge. Leipzig 1859. Bd. 1. — K. v. Holtei, 300 briefe aus 2 jahrhunderten. Hannover 1872. — Aus den papieren des ministers Th. v. Schön. Halle u. Berlin 1875—83. Bd. 1—6. — Deutsche dichtung, hgbn. v. K. E. Franzos. Bd. 3. Dresden 1888. — Stimmen aus Maria Laach. Freiburg i. B. 1890. Bd. 38. — Der entwurf eines briefes an Fr. Ast befindet sich unter den berliner handschriften (bl. 6).

In bezug auf das lokal des romans leuchtet uns da eins vor allem gleich hell entgegen: über der ganzen dichtung ruht das bild von Eichendorffs heimat. Das schloss auf dem einsamen hügel, umgeben von gärten und wäldern, in friedlicher stille, kehrt unablässig wieder, in allen phasen des romans. Und die naturstimmung, die das ganze werk beherrscht, ist in allen ihren zügen nur ein abglanz dessen, was Eichendorff in seinen jugendjahren in der schönen umgebung seiner heimat an liebe zur natur in sich aufgenommen hatte. Auf diesen innigen zusammenhang von Eichendorffs dichtung mit seiner schlesischen heimat haben wir im laufe unserer darstellung schon verschiedentlich hingewiesen und auch aussprüche Eichendorffs selbst darüber angeführt. Neben der heimat tauchen in dem roman die bilder von anderen orten auf, in denen Eichendorff einst geweilt hat. So besonders Wien. Diese schöne donaustadt hatte Eichendorff während seines zweieinhalbjährigen aufenthalts in ihr fest in sein herz geschlossen, und sein ganzes späteres leben hindurch, als er hoch im preussischen norden, fern von Wien, leben musste, hat er sich nach dort zurückgesehnt und sich mit wehmut an die schönen stunden erinnert, die er da verlebt. Vieles, was Eichendorff über die „residenz“ und deren umgebung in „Ahnung und gegenwart“ erzählt, hat er an wiener verhältnisse angelehnt oder ihnen nachgebildet. Wien und sein weiterer umkreis ist überhaupt als der schauplatz der meisten ereignisse des romans anzunehmen. Die Donau nennt Eichendorff selbst bei namen und die fahrt auf ihr bei Regensburg, die uns im anfang des romans geschildert wird, hatte er einst selbst unternommen.

Auch eine redoute beschreibt Eichendorff in „Ahnung und gegenwart“ wohl nach einem wiener vorbild, so wie er an seinen freund Veit ein nach einer wiener redoutenmelodie verfasstes lied (I 389) richtete. Sogar das hübsche östreichische dialektwort „talket“ hat Eichendorff in die sprache seines romans hinübergenommen. Die liebe für den königlichen Rhein, den „strom unvergänglicher begeisterung,“ die an verschiedenen stellen aus dem roman spricht, hat Eichendorff wohl aus Heidelberg mitgebracht, wo alle jungen romantiker aufgingen in der liebe zu diesem herrlichsten fluss Deutschlands, der so wenig fern von ihnen durch die lande strömte.

Wie die lokalität, so hat Eichendorff auch die charaktere seines romans in zahlreichen zügen nach dem leben gezeichnet. Obenan ist da graf Friedrich zu nennen, der viele eigenschaften von Eichendorff selbst besitzt: die lust zum reisen, die sehnsucht nach liebe, die treue zum vaterland und das ernste streben ihm zu dienen, den schmerz über die trüben und bangen zeiten, das schwärmerische, die liebe zur natur und die frömmigkeit. In besonders prägnanter weise stimmen die ansichten, die Friedrich über den politischen zustand Deutschlands hegt, mit denen Eichendorffs überein. Der dichter hat seinen unmut über die lage Deutschlands in den jahren vor dem ausbruch des befreiungskampfes, den uns schon verschiedene gedichte ausgesprochen haben, auch hier niedergelegt. Graf Friedrich trauert mit Eichendorff über das dumpfe darniederliegen Deutschlands und über das tief begrabene freiheitsschwert der väter. Das Deutschland seiner tage gleicht ihm einer „weiten ungewissen

dämmerung, in der licht und schatten gewaltig mit einander ringen“ (II 351). Aber es wird ein kampf kommen, zu dem alle gerüstet sein müssen; ein „unerhörter kampf“ wird aufflammen. Dann schliesslich werden wunder geschehen, die alte sonne wird durch die wolken brechen und der friede wird sich über die lande senken. Darin klingen die ahnenden meinungen Eichendorffs und Friedrichs überein. Aber dann gehen sie aus einander. Dann lässt der dichter seinen helden in ein kloster ziehen, um dort in stiller entsagung sein leben zu beschliessen, während er selbst zu der zeit, da er das schrieb, schon fest entschlossen war, sowie die zeit dazu gekommen wäre, tätig für sein vaterland einzutreten und den kampf um die befreiung mitzukämpfen. Das hat er dann auch getan und darin dünkt er uns besser gehandelt zu haben als sein graf Friedrich. In ähnlicher weise wohnte auch die frömmigkeit Friedrichs in der gleichen wärme und kraft in Eichendorff, aber sie vermochte ihn nie zu dem unmännlichen ende entsagender untätigkeit zu führen wie seinen helden. Viele einzelne partieen des romans dann hängen zusammen mit episoden aus Eichendorffs leben. Die jugenderinnerungen, die Friedrich an Rosa erzählt (II 49 u. fe.), sind erinnerungen von Eichendorff selbst. Sie sind in ihrer seltenheit für uns von grösstem interesse. Da schildert Eichendorff das leben auf seinem vaterschloss, da beschreibt er uns die gefühle und die interessen, die ihn in seiner jugend durchzogen haben, da berichtet er über seinen unterricht und seine lektüre und giebt uns damit zahlreiche bedeutende fingerzeige für das verständnis seiner werke. Der beginn des romans spiegelt uns Eichen-

dorffs stimmung nach seiner universitätszeit wieder; zugleich wird uns da eine schilderung des damaligen studentenlebens gegeben. Bei dem kurz beschriebenen kampf eines gebirgsvolkes, in den Friedrich hineingerät (II 242 u. fe.), hatte Eichendorff wohl den aufstand der Tiroler vor augen, der in die verfassungszeit des romans fiel und den Eichendorff ja auch in versen besungen hat (I 378 u. fe.). Für den minister (II 191) war aller wahrscheinlichkeit nach Friedrich von Gentz das vorbild; er hatte sich nach einer wüst durchlebten jugend in Wien niedergelassen und Eichendorff kam dort verschiedentlich mit ihm zusammen. Viktor ist einem jungen geistlichen und lehrer, der auf den eichendorffschen gütern wirkte, getreu nachgebildet.[1] Rosa, Romana und der prinz sollen nach wiener vorbildern gezeichnet sein.[2] Leider lässt sich genaueres darüber mit dem bis jetzt vorhandenen material nicht feststellen. Wiener persönlichkeiten und wiener verhältnisse waren es auch wohl, die Eichendorff als muster für seine schilderung einer ästhetischen gesellschaft (II 149 u. fe.) dienten. Er selbst bezeichnete diese beschreibung später als „die aus dem leben gegriffene darstellung der damaligen salonwirtschaft."[3] Eichendorffs heidelberger freund Loeben, mit dem er später auseinander gekommen war, soll sich in dem roman auch wiedererkannt haben.[4]

---

[1] Vgl. I 26 u. fe.
[2] Vgl. I. 56.
[3] Vermischte schriften, bd. 5 s. 312.
[4] Vgl. I 55.

Schluss.

Rückblick und ausblick: das verhältnis von Eichendorffs jugenddichtungen zu seinen späteren poetischen werken.

Blicken wir nun zum schluss noch einmal zurück über alle jugenddichtungen Eichendorffs und auf der anderen seite hinaus über sein ferneres poetisches schaffen, so können wir hier nur das aussprechen, was wir schon wiederholt angedeutet haben: Eichendorffs gesamte poesie liegt im keim, ja zum teil sogar in prangender blüte, schon in seinen jugendwerken. Die natur von Eichendorffs dichtung hat sich, im verhältnis zu seinen jugendschöpfungen, in den späteren jahren nur wenig verändert, hat kaum neue, nicht zu erwartende wege eingeschlagen, sie ist sich im grossen und ganzen immer gleich geblieben. Fast ausnahmslos hat jedes der späteren werke seine tiefste wurzel schon in der jugenddichtung. Und Eichendorff, der sein ganzes langes leben hindurch gedichtet hat, ist stets da am grössten geblieben, wo er es schon in seiner jugend ist: in der lyrik.

In der vorrede zu seinen „Volksliedern“ hat Herder in glänzender weise das wesen des liedes charakterisiert. Er schreibt da über das lied: „Nicht zusammensetzung desselben als eines gemäldes niedlicher farben, auch glaube ich nicht, dass der glanz und die politur seine einzige und hauptvollkommenheit sei . . . . . Das wesen des liedes ist gesang, nicht gemälde: seine vollkommenheit liegt im melodischen gange der leidenschaft oder empfindung, den man mit dem alten treffenden ausdruck: weise nennen könnte . . . . . Ist in einem liede weise, wohlangeklungene und wohlgehaltene lyrische weise; wäre der inhalt auch selbst nicht von belange, das lied bleibt und wird gesungen . . . . . Lied muss gehört werden, nicht gesehen; gehört mit dem ohr der seele, das nicht einzelne silben allein zählt und misst und wäget, sondern auf fortklang horcht und in ihm fortschwimmt.“ Die hohen eigenschaften, die Herder hier dem echten lied beilegt, besitzen die besten gedichte Eichendorffs wie nur noch die lieder weniger deutscher dichter. Und Eichendorff hat lieder gesungen, so lange er atmete, immer in derselben tonart, immer in demselben fluss wie in seiner jugend, aber wir haben schon früher ausgesprochen, dass er, um ein vollendeter lyriker zu werden, nicht erst in die reife seines lebens zu kommen brauchte, sondern dass er die höhe seines lyrischen schaffens bereits in seiner jugend erreicht hat. Herders ausführungen sind die vollkommenste charakteristik der perlen von Eichendorffs lyrik, von denen wir die meisten schon unter seinen jugendgedichten gefunden haben.

Der lyrik zur seite steht wie in der jugendzeit, so auch in Eichendorffs fernerem dichten, stets die

epik. Den geringsten teil von dieser bilden drei kleine dichtungen in versen. Die wesentliche epik Eichendorffs besteht in der prosaerzählung. Und auch diese behielt immer die markanten eigenschaften des jugendwerkes bei. Die führung der handlung, die charaktere, die anschauungen, der ton der darstellung, die wir an „Ahnung und gegenwart“ charakterisiert haben, sind auch in den späteren novellen und romanen Eichendorffs im wesentlichen die gleichen. Immer weiter ziehen Eichendorffs helden und heldinnen dahin durch die in vollem frühlingsglanz prangende natur, ohne schwere sorgen, selten ein festes ziel vor augen, nur liebend, geniessend, sich sehnend und immer die prächtigsten lieder singend. Ihre schönste blüte fand Eichendorffs epik in der kleinen erzählung „Aus dem leben eines taugenichts,“ dem einzigen dichtwerk, das sich neben seiner lyrik in voller frische bis heute erhalten hat. Wer immer in trüber stimmung zu dieser dichtung greift, durch dessen seele zieht bald eine sorgenfreie, sonnige freude, und die ganze welt singt und klingt ihm in prächtigstem frühlingsschmuck entgegen.

Neben diesen beiden gattungen von dichtwerken besitzen wir aus Eichendorffs späteren jahren noch eine reihe von dramen, teils ernsten, teils heiteren inhalts. Diese dichtungsart tritt uns in Eichendorffs jugend am wenigsten entgegen. Es ist kein dramatisches werk aus seinen jugendjahren erhalten, aber wir wissen doch, dass Eichendorff schon in seinem zehnten lebensjahr ein mehraktiges trauerspiel, dessen stoff der römischen geschichte entnommen war, ver-

